



**Se alguém sonha sozinho, é apenas um sonho,  
muitos sonham juntos é o começo de algo novo.**

**Träumt eine/r allein, ist es nur ein Traum. Träumen  
viele gemeinsam, ist es der Anfang von etwas Neuem.**

Brasilianisches Sprichwort



# **Frau Anita Garibaldi - Stationen eines Lebens wie im Rausch**

**Historischer Kurzroman**

## **Das bittere Ende, der Tod**

### **In der Neuen Welt: Brasilianische Kämpfe**

- Laguna – eine Begegnung mit Tragweite
- Feuertaufe und Bewährungsproben

### **Montevideo: Heimstatt im Bürgerkriegsland**

- Eine Amazone als Frau und Mutter
- Kinder, Küche, Kämpfe

### **Im alten Europa – Italische Gefechte**

- Im Haus an der Mole
- Des Königs neue Helfer
- Rieti und Rom: Anita presente

### **Epilog: Unruhestand, *post mortem***

# Frau Anita Garibaldi – Stationen eines Lebens wie im Rausch

## Das bittere Ende, der Tod

*Contra vim mortis non est medicamen in hortis<sup>1</sup>*

Ana Maria de Jesus Ribeiro da Silva, genannt Aninha oder auch Anita oder liebevoller noch im Diminutiv Anitina ist zu Tode erschöpft. Sie waren die ganze Nacht hindurch und den halben neuen halben Tag geritten, geritten, geritten. Hatten immer wieder in Heuschobern oder Ställen genächtigt. Auch mit dem Schiff oder Booten hatten sie sich zuvor streckenweise nach Norden durchgekämpft. Die junge Frau hatte sich, als das Fieber in ihr zu toben und Krämpfe sie zu schütteln begonnen hatten, nur noch mit Hilfe ihrer Mitstreiter auf dem Pferd halten können, später auch dies nicht mehr. Schon seit sie aus Rom Richtung Norden vor der feindlichen Übermacht, den Bourbonen, hatten fliehen müssen, hatte sich ihr Zustand zu verschlechtern begonnen. Ein paar Wochen ist es her, dass die Erste Römische Republik des Risorgimento nach zähem Kampf gefallen ist.

Unter den wie immer rot behemdeten Freischärlern befindet sich ihr Anführer der vollbärtige Giuseppe Maria Garibaldi, Anitas Ehemann, der Nizzaner, den sie, je nach Land, wo sie sich aufgehalten haben, kosend José oder auch Pepe, Peppe, Peppino zu rufen pflegte und der das Kommando umsichtig, aber zu allem entschlossen ausübt. Besorgt blickt er immer wieder zu seiner jungen Frau hinüber, die ihm früher an Mut und Verve in nichts nachgestanden hatte und auch jetzt immer noch tapfer durchhält. Von den Unbilden des Kampfes gezeichnet, ist ihr Mienenspiel, sind ihre Blicke, die so herausfordernd sein können, immer noch energiegeladen. Peppe nimmt Anita in seine Arme, wenn sie Verschnaufpausen machen, um sich und den Pferden etwas Ruhe zu gönnen. Kühlendes frisches Wasser für alle, für Mensch und Tier, das ist in jenen Wochen der Flucht fast essenziell fürs Überleben. So es denn ein Überleben gibt.

Die bourbonischen Truppen, die dem bedrängten Papst Pius IX. im Kirchenstaat des damals noch nicht unierten Italiens von Neapel und vom nordwestlichen

---

<sup>1</sup> Gegen die Macht des Todes ist kein Kraut gewachsen. In: Regimen sanitatis Salerni, De salvia 2. (Autor unbekannt, vielleicht Giovanni Bono di Milano)

Hafen Civitavecchia her zu Hilfe geeilt waren, sind ihnen immer wieder dicht auf den Fersen. Mehrmals war es zu Scharmützeln mit einzelnen Trupps gekommen, immer konnten die Freiheitlichen fliehen, es hatte nur wenige Verluste gegeben. Die Gefahr jedoch ist weiterhin allgegenwärtig.

Je weiter sie über Arezzo, wo sie vor verschlossenen Stadttoren stehen, nach Norden zunächst in Richtung Adria-Küste und San Marino galoppieren und zur Rast in leeren Kaschemmen und Höhlen Unterschlupf suchen oder später mit beschlagnahmten Fischkuttern den Kampf und die Flucht fortsetzen, drohen ihnen zusätzlich die habsburgischen Truppen von der Lombardei und Venetien her zuzusetzen. Die fatale und schier ausweglose Hetzjagd gegen die von den Besatzern gefürchteten, aber im Volk beliebten Rothemden scheint, verflücht, kein Ende zu nehmen.

Dabei hatten sie Jahre zuvor in Brasilien und auch in Uruguay, dem kleinen Nachbarland, schon zur Genüge heftige Kämpfe, ja Schlachten, bestritten und schier aussichtslose Situationen manchmal wie durch ein Wunder überlebt. Damals, vor ein paar Jahren in ihrer Heimat, hatten auch die umliegenden Wald- und Hochlandgebiete immer wieder Schutz geboten, wenn es im Kampf wieder einmal brenzlich geworden war. Diesmal, in dem der Brasilianerin noch neuen und fremden Land, der Heimat ihres Mannes, würde sich das launische Schicksal von einer anderen Seite zeigen. Ja, es würde seine hässliche Fratze ausgerechnet in den krank machenden Sumpfgebieten der Emilia Romagna zeigen, die heutzutage längst trockengelegt sind, einer Provinz also, die bis in die modernen Zeiten hinein immer wieder durch Widerständigkeit gegen den Faschismus und Auswüchse des Kapitalismus hervortreten sollte.

Kurzzeitig finden sie in San Marino Asyl, aber die Verhandlungen mit den Habsburgern, einen Waffenstillstand und Amnestie zu vereinbaren, scheitern. Die österreichische Führung bleibt hart. Dieser verfluchte Marschall Radetzky! In dem bergigen Kleinstaat, der immer schon seine Freiheit bewahren konnte, hatte Anita trotz wegen ihres Zustands inständiger Bitten ihres Mannes allein nicht zurückbleiben wollen. Ermattet hatte sie mit einem „Du willst mich verlassen“ gekontert, was ihn betreten gemacht und zum Schweigen gebracht hatte.

An einem jener ersten Tage im August des Jahres 1849 setzen die Freischärler-Trupps ihren Weg fort und nehmen von der Küste her Kurs auf Ravenna. Ihr

ursprünglicher Plan, mit dreizehn kleineren Schiffen und Kuttern über die See zum wehrhaften Venedig durchzustechen, war vereitelt worden. Österreichische Marine-Trupps waren überraschend aufgekreuzt und hatten auf dem Meer bei Goro die meisten Nachen zerstört. Viele Kameraden hatten den Tod gefunden. Der Kutter mit Anita und Giuseppe Garibaldi landete bei Magnavacca an der Küste an. Rettung, wenigstens für den Moment!

Sie fliehen weiter, nunmehr durch die feuchte Lagunen- und Kanallandschaft von Comacchio, der Flussriese Po und der Reno sind nicht weit. Die Kontrolleure von der Fischfang- und Lagunenaufsicht, denen sie zwangsläufig begegnen, sind, Gott sei's gedankt und gepfiffen, allesamt Patrioten und Sympathisanten und helfen ihnen auf dem Wasser. An Land verstecken sie sich im hohen Schilfrohr der Feuchtgebiete. Der Feind scheint omnipräsent zu sein, manchmal tatsächlich, manchmal gefühlt.

Schweißgebadet, völlig verdreckt, von Stechmücken umschwirrt und zerstoichen werden sie schließlich unweit von Mandriole, einer Ravenna eingemeindeten kleinen Ortschaft, von Landleuten auf einem abgelegenen Hazienda aufgenommen. Etwas Ruhe ist jetzt das Dringlichste. Das Haus, die Fattoria, trägt den Namen des Grafen Guiccioli, der jedoch gerade anderswo weilt. Würden dessen Dienstleute beim Gewähren der Zuflucht entdeckt werden, würden gewiss auch sie ihr Leben lassen müssen. Die Soldaten der Okkupationsmächte pflegen nicht lange zu fackeln und bestrafen jeden, der auch nur im Verdacht steht, der anderen Seite zuzuneigen.

Zuerst wird die todkranke Anita mit einem kleinen Fuhrwerk, einem *Biroccino*, zum Hof des Landguts gebracht, etwas später trifft auch Giuseppe mit seinen abgehetzten Leuten ein. Sie hatten sich unterwegs in kleinere Gruppen aufteilen und vorübergehend trennen müssen, um den feindlichen Milizen nicht zu viel Flanke zu bieten. Zuvor hatten sie sich noch über Stunden in einem Moorhirsenfeld verborgen, bis ein alarmierter Gefährte sie auf das Haus aufmerksam gemacht und ihnen den Weg gewiesen hatte.

Nun liegt Anita zugedeckt im oberen Stockwerk der schlichten Landhausstube mit den wuchtigen Deckenbalken aus Holz und starrt mit erloschenen Augen dorthin. Sie ist im sechsten Monat schwanger und ihr Bauch wölbt sich unter der kratzigen Decke. Sie liegt in einem schmalen Bett, das Giuseppe und ein paar enge Vertraute besorgt umstehen. Ein herbeigerufener Arzt, sein Name ist

Nannini, sitzt in einem Sessel beim Bett und sinniert vor sich hin, was er noch tun könnte. Mag es Malaria sein oder ein anderes Fieber, das in den Sümpfen der Emilia Romagna grassiert... es steht nicht gut um die Fiebernde, die in ihrer uniformen Kampfmontur gebettet ist und die Augen nicht mehr öffnet. Eigentlich hatte ihr Herz bereits ausgesetzt, als man sie über die Stufen noch oben trug. Man flößt ihr etwas Wasser ein, das sie kaum noch aufsaugt. Anita ist nicht mehr ansprechbar. In der Stube herrscht eine betretene Stille, durch das geöffnete Fenster verbreitet sich wabernder Mistgeruch und mischt sich mit den Ausdünstungen der verschwitzten Anwesenden, deren Gesichter noch aufgedunsen sind von der rasenden Flucht. Alle sind sie ratlos, was zu tun wäre. Auch der Medicus ist mit seinem Latein am Ende. Immer wieder schüttelt er den Kopf, während er bedrückt vor sich hin stammelt: Da ist nichts mehr zu machen. Das Fieber! Das Fieber! Gegen die Macht der Malaria ist noch kein Kraut gewachsen.

Es ist bereits Abend an jenem vierten August, etwa acht neun Uhr mag es sein. Unter Tränen zieht Giuseppe Anitas warmen Körper mit seinen Armen noch einmal zärtlich ein Stück weit an sich, als sie ihr Leben bereits ausgehaucht hat. Seine treue Kampfgefährtin und Mutter der drei gemeinsamen Kinder, die zu Ende des Monats achtundzwanzig Jahre alt geworden wäre, zeigt keinerlei Regung mehr. Und das kleine noch ungeborene Wesen stirbt mit in ihrem Bauch. Gezeugt am Schauplatz Rieti in der Nähe von Rom, als sie dort ihre vielleicht glücklichsten Tage auf der italischen Halbinsel verbrachten. Und namenlos. Die letzten Worte, die Anita, schon todgeweiht, noch hervorbringt, verweisen auf die gemeinsamen Kinder: „*José, as crianças!*“ José, die Kinder!“

Unten in der Stube begehrt in jenen bitteren Momenten des Schweigens und der bestürzten Trauer ein junger Mann in rotem Hemd Aufmerksamkeit und wird angehört. Peppe, von tosenden Gefühlswallungen des Ausgeliefertseins an höhere Mächte aufgewühlt, veranlasst oben rasch noch, dass man Anita der soldatischen Kleidung entledigen, ein Frauenkleid anziehen und sie notdürftig draußen bestatten solle. Man würde sie später in ruhigeren Zeiten umbetten können, hofft er. Unter Stoßseufzern nimmt er notdürftig Abschied von Anita und geht nach unten. Auch er spricht kurz mit dem Boten, der Kunde bringt von einem nahenden Feindestrupp, dann verlässt er, es ist höchste Zeit, mit dem Arzt und zwei, drei Getreuen eiligen Schritts das Haus.

Wie sich das nachfolgende Geschehen um Giuseppes tote Frau letztendlich vollzog, erfährt der unentwegte Kämpfer für die Einheit seines Landes erst viel später. Zunächst einmal gilt es, die eigene Haut zu retten, denn die Gefahr lauert fast schon um die Ecke. Der Bote hatte mit stockendem Atem berichtet, dass die austriakischen Milizen, ein bewaffneter Spähtrupp, in Mandriole aufgetaucht waren und auf der Suche nach dem rebellischen Paar auch die Hazienda bereits im Visier haben. Mit der Ankunft der Häscher muss stündlich gerechnet werden. Rasche Flucht ist also geboten, wenn sie nicht alle ratzfatz untergehen wollen.

Voller Schmerz über den Verlust, zugleich jedoch wie gezurrt und gezerrt von der Unbeirrtheit in der Verfolgung seiner Ziele, steigt Garibaldi im Hof auf den bereitstehenden Pferdekarren des Doktors und fährt mit ihm spornstreichs davon. Die Garibaldinis schlagen sich in die Büsche, wie sie nur können. Und die gutherzigen Gastgeber tun ein Gleiches zu Fuß beziehungsweise mit den wegen der Hektik störrisch gelaunten Eseln und weiterem Getier. Sie verlassen Haus und Hof und versteckten sich, wo sie nur können. Sie kennen die Gegend gut.

Auch die tote Anita sollte nach jenen turbulenten Ereignissen noch lange keine Ruhe in der Erde bei Mandriole finden, die zunächst ihr Grabplatz wurde. Sie, ihr Leib, sollte über die Jahre und als gäbe es kein Ende weiter auf Reisen gehen, nochmals mit etlichen Stationen – *post mortem* in ihrer neuen Heimat. Wie dies, man weiß es aus vielen Beispielen, bei Helden und Heldinnen, bei verehrten Idolen, der Fall war und ist. Sie werden nun einmal nicht in Ruhe gelassen!

Später, nach den schrecklichen Ereignissen, sollten einige Personen aus der Nachbarschaft - vielleicht waren sie abergläubisch - bezeugen, dass exakt in dem Moment, als Anita ihr Leben aushauchte, ein blutroter Meteorit durch den dunklen Abendhimmel ins gar nicht so entfernte Meer gerauscht sei. Der Aberglaube in Italien war damals groß und erzeugte immer wieder anrührende Assoziationen. Doch vielleicht war es ja wirklich so gewesen.

\*\*\*

## In der Neuen Welt: Brasilianische Kämpfe

*Não tenha medo de viver, de correr atrás dos sonhos.  
Tenha medo de ficar parado.<sup>2</sup>*

Der geografische Koloss Brasilien, als dessen europäischer Entdecker vor allem der portugiesische Seefahrer Cabral gilt, war bis zum Geburtsjahr von Ana Ribeiro da Silva, dem Jahr 1821, eine portugiesische Kolonie gewesen. Das Kaiserreich Brasilien entstand wenige Monate später, und Kaiser wurde ein Portugiese aus derjenigen monarchischen Dynastie, die vor den Eroberungsgelüsten Napoleons in die „Neue Welt“, in den „Satellitenstaat“, geflohen war: Pedro der Erste. Brasilien galt fortan der Kolonialmacht als gleichgestellt. Es folgte eine Welle der Einwanderung in den sich gerade konstituierenden Staat, an der vor allem europäische Siedler teilhatten, die auch ihre Kultur mitbrachten. Unter ihnen befanden sich auch viele Menschen aus den diversen Fürstentümern des „Stiefels“, wohin Ana Maria in späteren Jahren von Uruguay aus aufbrach. Dieses kleine Land, die ehemalige Provinz *Cisplatina*, hatte sich 1828 von Brasilien gelöst. Das eigentliche Italien entstand als geeinte Republik erst im Jahr 1871 nach dem definitiven Erfolg des *Risorgimento*, der Wiederauferstehung.

Der noch junge portugiesische Regent also führte von seiner in Petrópolis nahe bei Rio de Janeiro von Tirolern erbauten Residenz ein Regiment, bei dem er trotz der liberalen Verfassung ein Verhalten an den Tag legte, das viele Brasilianer in ihren Erwartungen enttäuschte, vor allem seine überstarke Orientierung auf das Geschehen in Portugal und sein Taktieren in Bezug auf eine echte konstitutionelle Monarchie. Unmut machte sich in allen Schichten von den Bauern bis zu den Eliten breit, und das Volk begann Schritt für Schritt den Widerstand zu organisieren, der sich vor allem an der Ostküste und im unmittelbaren Hinterland ausbreitete. Pedro der Erste dankte unter dem wachsenden Druck ab und sein Sohn, der noch ein kleines Kind war, wurde formell als Nachfolger und künftiger Kaiser instituiert. Ana Maria war gerade zehn Jahre alt.

---

<sup>2</sup> „Hab keine Angst zu leben, Träumen nachzujagen. Fürchte dich vor dem Stillstand.“ Anita Garibaldi

Für den Thronfolger übernahm zunächst ein vom Parlament in Rio eingesetzter Regentschaftsrat die Regierungsgeschäfte, bis Dom Pedro de Alcântara als Pedro der Zweite schließlich mit vierzehn Jahren für volljährig erklärt und dann zum Kaiser gekrönt wurde. Später im Volksmund gerne spöttisch oder auch achtungsvoll als „Oberlehrer der Nation“ titulierte, sollte der sehr gebildete Kaiser die Geschicke Brasiliens letztlich ganze achtundfünfzig Jahre lang lenken. In den Anfangszeiten seiner Regentschaft bekam er es jedoch erst einmal aufs Heftigste mit den aufständischen Rebellen zu tun. Es hatte sich noch unter dem ersten Kaiser ein Widerstandsgeist herausgebildet, der keineswegs domestiziert war und der sich auch bei Ana Maria in ihren frühen Jugendjahren immer stärker herauskristalisieren sollte. Sowieso ward sie in der Familie als ein sehr selbstbewusstes junges Mädchen wahrgenommen und geliebt, das bisweilen auch einen störrischen und wilden Geist hervorkehrte, den Menschen aus ihrer weiteren Umgebung zu spüren bekamen, wenn diese ihr unerwünscht zusetzten. Die folgende Begebenheit legt davon Zeugnis ab:

**Eines schönen sonntags** macht sich Aninha zu Pferd über einen langegezogenen, schmalen Weg von zu Hause in Richtung der Kirche ihres Dorfs auf. Sie will, wie sie es gewohnt ist, die Messe besuchen, die bald beginnen wird. Nach einer Weile gelangt sie an eine Stelle, wo ein ihr bereits bekannter und nicht gerade vertrauenswürdiger Viehjunge, der ihr schon öfters in grob ungebührlicher Weise den Hof gemacht hat, im Gras am Wegesrand lungert, während ihr sein Karren und seine Tiere, vor allem Rinder, den Weiterritt versperren. Aninha grüßt ihn freundlich und bittet ihn, den Weg freizumachen. Der junge Mann, wohl auch brüskiert wegen ihrer früheren Abweisungen, ist jedoch auf Streit gebürstet und antwortet, ohne sich zu rühren, sie müsse die Viecher schon selbst verjagen, wenn sie durchwolle. Die geharnischte Aninha zögert keinen Moment und treibt das Pferd mit der Gerte auf die Rinder zu, die erschrocken auseinanderstieben. Erboost springt er auf und zerrt das Pferd an den Zügeln. Blitzschnell gibt ihm Aninha daraufhin, zupp zupp zupp, ein paar Hiebe über Gesicht und Schulter und reitet, als dieser verdattert mehr vor Überraschung als vor dem Schmerz das Zaumzeug loslässt, in Richtung Pfarrei davon. Tage später bekommt Aninhas Mutter Ärger, denn der gedemütigte Lämmel hat die Aktion des Mädchens, sie ist gerade einmal zwölfdreizehn, beim Ortsvorsteher angezeigt. Um dem nachfolgenden Verfahren, das, wie sich abzeichnet, lästige Folgen haben könnte, zu entgehen, zieht Maria Bento mit den Kindern auf die

andere Seite des Flusses Tubarão, zwei Kilometer von Laguna entfernt. Dort sind sie sicher, und Aninha wird nicht weiter behelligt.

Der Widerstand in den Küstenprovinzen Brasiliens kulminierte 1835 in zwei blutigen und zähen Aufständen, von denen der im Nordosten des Landes fünf und der im Süden sogar zehn Jahre währen sollten. Als sich der Aufstand gegen die weiße Obrigkeit und ihre Verbündeten in den südlichen Provinzen Rio Grande do Sul und dann auch Santa Catarina zuspitzte, war Ana Maria ein Mädchen, eine junge Frau im zarten Alter von vierzehn Jahren und sie war gerade verheiratet worden.

Die Rebellion der so genannten *Farrapos* im Süden wurde vor allem von den *Gaúchos* der riesigen Provinz Rio Grande do Sul getragen und erlebte ihren Höhepunkt just zu den Zeiten, als ein Italo-Franzose aus Nizza, den man in der Heimat zum Tode verurteilt hatte, an Brasiliens Küste an Land ging. Dieser junge Mann hatte den Mut und die Frechheit zugleich besessen, in aufwieglerischer Manier an einem Volksaufstand im Fürstentum Piemont teilzunehmen, der nach kurzer Zeit scheiterte. Schon zuvor war der „Seefahrer auf Abwegen“ in diversen europäischen Meeresgegenden mit dem Schiff unterwegs gewesen und hatte als Matrose, Korsar oder Marinesoldat die unterschiedlichsten Gefährdungen überstanden. In Piemont jedoch bestand Gefahr an Leib und Leben.

Den Kopf voll freiheitlicher und rebellischer Gedanken aus der Heimat überquerte jener forsche und verwegene Sarde namens Giuseppe Garibaldi also auf der Flucht vor seiner Hinrichtung mit seinem französischen Schiff „Nautonier“ und seiner Mannschaft am Ende den Atlantik nach Westen und gelangte 1836 nach Rio de Janeiro. Es dauerte nicht lange, bis er vor Ort auf Kämpfer italienischer Herkunft stieß, die ihn in die Lage und die Zielsetzungen der Republikaner einführten, und es dauerte auch nicht lange, bis er sich mit seiner solidarischen Gesinnung auch tatkräftig einen Namen machte. Innerhalb kürzester Zeit entwickelte er sich zu einem gefragten Ratgeber und Akteur in den Zirkeln der Aufständischen. Seine enormen militärstrategischen Talente sollte er in den nächsten zwei bis drei Jahren als Kommandeur zur See und als Kämpfer auch auf dem Land im Auftrag der lokalen Rebellen-Führungen uneigennützig unter Beweis stellen, wobei es ihn nach Rio Grande do Sul, Rio de la Plata, Paraná und dann zum ersten Mal auch nach Montevideo verschlug.

Anders als der *Cabanagem*-Aufstand im Norden, die Rebellion der sogenannten „Hüttenbewohner“, die letzten Endes blutig niedergeschlagen wurde, kam der lange Aufstand der *Farrapos* im Süden als sogenannter „Krieg der Zerlumpten“ mit der Unterstützung von Teilen der Oberschicht im Wege einer friedlichen Übereinkunft zum Stillstand. Die Farrapen legten 1845 nach zeitweilig erfolgreichen Kämpfen, die ihnen Verhandlungsmacht gaben, die Waffen nieder und stimmten am Ende ihrer Integration ins südbrasilianische Heer zu. Als schließlich die überwiegend schwarzen Sklaven freigelassen und die ausgehandelte Generalamnestie umgesetzt wurden, war Giuseppe Garibaldi allerdings längst nicht mehr mit an Ort und Stelle, um dies mit seinen Kumpanen zu feiern. Er war mit neuen Zielen und Absichten ins weiter südlich gelegene Uruguay ausgewichen – für ihn sollte es die zweite Anwesenheit in jenem Land werden. Begleiten sollte ihn dabei seine Gefährtin Ana Maria.

Aber noch hatte eine mögliche Fügung oder ein Zufall, sofern es den gibt, Ana Maria und Giuseppe nicht zusammengeführt. Dies geschah erst an einem Tag im August des Jahres 1839. Und der Hafen, das Meer bildeten die Kulisse hierzu. Zugleich war da aber auch noch der Mann, mit dem sie verheiratet worden war...

**Laguna – eine Begegnung mit Tragweite:** Um von den vulkanischen Inseln der Azoren, heutzutage bekannt als „launische Wetterküche“, nach Südbrasilien zu gelangen, muss man mehr als viertausend nautische Meilen über den Südatlantik zurücklegen. Unter schwierigen Umständen auf See hatten genau dies die Vorfahren von Ana Maria, Aninha, als verarmte portugiesische Einwanderer dereinst gewagt. Sie hatten die „Habichtsinseln“<sup>3</sup> auf dem Weg übers Meer verlassen. Fortan sollte sich die Ahnenfamilie von Aninha, wie viele andere azorische Auswanderer damals auch, in Paraná, Santa Catarina oder auch Rio Grande do Sul niederlassen und regional ausbreiten. Ein neues Leben in einer unbekanntem Welt hatte begonnen und stellte sich zumeist als zäher Überlebenskampf dortselbst heraus – auch und gerade in den Unbilden und Wirren der Zeiten der Farrapen-Revoluten gegen das zweite Kaiserreich.

Maria Antônia, Aninhas Mutter, war dreiunddreißig Jahre alt, als sie ihre Tochter, als drittes von sechs Kindern zur Welt brachte, von denen drei, nämlich alle Söhne, sehr früh starben. Die kleine Aninha erblickte das Licht der Welt in einer

---

<sup>3</sup> Ein beibehaltener Irrtum in der Namensgebung seitens der portugiesischen Kolonisatoren. Eigentlich Bussarde.

schlichten Cabana in Morrinhos do Mirim, einem Munizip der Küstenstadt Laguna, wohin die Familie übergesiedelt war.

Die Gemeinde Laguna ist am Südspitze einer langgestreckten Landzunge gelegen und weitgehend von Wasser umgeben. Im Süden und Westen ist es die riesige Lagune Imaruí, die sich in einem schmalen Wassersträßchen zum Atlantik hin ergießt. Im Osten ist es das weite Meer des Atlantiks. Lediglich in Richtung Norden eröffnen sich damals schon Verbindungspfade ins Hinterland zur Serra do Tabuleiro, einem Hochlandplateau mit mehr als tausend Metern Höhe. Dort in Laguna und der wildwüchsigen weiteren Umgebung wuchs Aninha zwar in armen Verhältnissen, aber behütet, auf.

Die familiäre Lage dramatisierte sich jedoch, als ihr Vater Bento, ein Hirte, man könnte auch sagen Gaúcho, viel zu jung starb. Der Typhus, gegen den es noch kein Mittel gab, raffte ihn dahin, als Aninha erst dreizehn Jahre alt war. Maria Antônia befand sich daraufhin mit ihren Kindern in höchster Not, und somit waren mütterliche Beharrlichkeit und Wendigkeit gefragt wie auch ungewöhnliche Entscheidungen an der Tagesordnung, um das Überleben der Familie zu sichern.

Aninha, die ihre Mutter im Haus und draußen bei den alltäglichen Verrichtungen unterstützte und lediglich wenige Volksschuljahre hatte absolvieren können, war von schneller Auffassungsgabe und sehr interessiert an den Vorgängen in ihrer Umgebung wie auch generell am gesellschaftlichen Geschehen, soweit diesbezügliche Nachrichten überhaupt zu ihr vordrangen. Dennoch konnte sie fast bis zum Ende ihres Lebens nicht richtig schreiben und lesen, es fehlten ihr die Voraussetzungen hierfür und später weitgehend die Zeit, es richtig zu lernen. Einen Beruf im eigentlichen Sinne konnte sie nie ergreifen, ihre Berufung gestaltete sich in den von Kämpfen und Schlachten geprägten Zeitläuften völlig anders. Sie nahm die entsprechenden Herausforderungen an, ja sie suchte sie förmlich.

Von früh an war die Familie, die anfangs in Lajes, einem kleinen Ort im Landesinneren, gelebt hatte, mit den Gepflogenheiten der ländlichen Bevölkerung, der Gaúchos, vertraut gewesen, die damals weithin das Leben in Santa Catarina beziehungsweise Rio Grande do Sul prägten und auch den Aufstand der Farrapen maßgeblich trugen. Diese Lebensart, die bis nach Laguna hineindrang und die auch ihr Vater verkörpert hatte, wurde Aninha mitgegeben.

Andererseits kannte sie von Kind an die Lebensgewohnheiten der Küstenbewohner, der Fischer und Seeleute. Ja, mehr noch als das: Aninha war in ihrer Kindheit und frühen Jugend mit beiden Kulturen verwachsen, während sie zugleich in den eigenständigen Sitten und Gebräuchen der azorischen Einwanderer verwurzelt blieb, was sich unter anderem auch in traditionellen Tänzen und Theaterspielen ausdrückte, woran sie gerne teilnahm. Einige ihrer Fähigkeiten, die sie im Umgang mit den örtlichen Gaúchos erwarb, etwa der vertraute Umgang mit Pferden, sollten ihr später fernab von Haus und Herd von großem Nutzen, ja sogar lebensrettend, sein. Denn es folgten Jahre, in denen sie in der Ferne ein rastloses und gefährliches Leben wie im Rausch führte und niemals wieder in die heimischen Gefilde zurückkehren sollte.

Zu einer alltäglichen, ja auch sehnsuchtsvollen Vertrautheit in Laguna wurde für Aninha zunehmend das Meer, der ihr in ihrer Jugend vergönnte Part des südlichen Atlantiks. Sie lebte dort mit dem steten Blick aufs Wasser, wo sich gerne die Wale und Delphine in den Wellen tummelten. Überall Gewässer und geschäftiges Treiben: der glitzernde Ozean, aber auch die Lagunen in der näheren und fernerer Umgebung, die Strände, der Hafen, auf einer Anhöhe der Leuchtturm. Sie konnte die ein- und ausfahrenden Handelsschiffe, aber auch die neuartigen und fremd beflaggten Karavellen, begutachten und das emsige Treiben der Fischer und Matrosen, unter ihnen die Ankömmlinge aus fremden Ländern, studieren. Und sie pflegte das Geschehen, die Menschen sehr genau zu beobachten und wie bei einer vagen Vorahnung weit übers Meer zu blicken.

Die Gaúchos ihrerseits, die Gaúchos in Santa Catarina und vor allem in Rio Grande do Sul, der großen Nachbarprovinz im Süden, betätigten sich als Viehhüter, die Rinder, Pferde und Schafe züchteten, darin den Cowboys im hohen Norden des Doppelkontinents nicht ganz unähnlich, nur dass diese Kolonisatoren und die Gaúchos Einheimische waren, die in den Zeiten Aninhas heftig gegen die Obrigkeit rebellierten. Schier verwachsen schienen sie bei ihren Ritten mit ihren Pferden und erinnerten in ihrer Wildheit an die zentaaurischen Mischwesen der griechischen Mythologie. Die allgegenwärtigen Hirten- und Spürhunde spielten eine wichtige Rolle als Aufpasser und Beschützer von Tier und Mensch. Weidegründe waren die unendlich weiten Pampas der Provinzen. Beim Treiben der Herde bediente man sich neben den Hunden des ledernen Lassos. Im Kampf mit den vielfältigen Feinden wie etwa Diebe, Banden oder kaiserliche Soldaten schwang man die *Boleadora*, einer sehr langen Schlinge mit

zwei Metallkugeln. Viele waren wahre Meister darin, das Lasso sehr weit und zielgenau zu werfen, und brachten es zu geradezu olympischen Fähigkeiten, wenn sie sich in Wettbewerben maßen. Im Kampf kamen auch die Machete, die Lanze oder der Speiß zum Zug, wenn man es mit den Säbeln der Soldaten der Monarchie zu tun bekam.

Aninha hatte schon in der Kindheit reiten gelernt, und es sollte sich alsbald herausstellen, dass sie eine vorzügliche Reiterin war. Gekleidet war die sie beim Reiten meist in der männlichen Kluft der Gaúchos: Lederstiefel bis hoch zu den Knien, weite Hosen, ponchoartiger Überhang und Filz- oder Lederhut. Hinzu kam das vor Wind schützende, knallrote Schultertuch um Hals und Schulter.

Die Gaúchos stellten vor allem Rindsleder zur Weiterverarbeitung her und handelten ausgiebig mit gesalzenem Trockenfleisch. Wer es sich leisten konnte, aß grobkörnig gesalztes *Churrasco*, also Steaks vom Rind, oder gerne auch den pikant gewürzten *Chunchullo*, also gegrillte Eingeweide. Viele hungerten jedoch auch, und so mancher wurde dabei zum Dieb, zum Halunken bei harter Strafe, wenn er erwischt wurde. Mann und Frau tranken – und das ist heutzutage noch so - landauf landab und von morgens bis abends ihren gesüßten Mate-Tee aus Flaschenkürbissen. Sie saugten die grünliche, eigentlich bittere Brühe mit einem Silberröhrchen auf. Oder es wurde Bier getrunken, dessen Herstellungsrezepte die Einwanderer ins Land gebracht hatten und immer mehr verbreiteten. Die Gaúchos mochten es besonders, wenn dem Biersud geraspelte Bullenhoden beigemischt waren. Bei den Festen staffierte man sich feiner aus, steckte sich besondere Federn an den Hut, spielte die traditionsreiche *Música Gaúcha*, wobei Akkordeons und Gitarren zum Einsatz kamen, und die Paare schwelgten im Rhythmus und tanzten, tanzten, tanzten. Nicht so sehr Samba, eher schon so etwas wie Polka oder auch Ländler *no estilo brasileiro*. Auch Aninha war dies keineswegs fremd geblieben. Sie beteiligte sich gerne.

An einem eigentlich schönen Augusttag, - immer wieder dieser bedeutsame Monat in ihrem Leben, wie sich weiter herausstellen sollte! – machte ein gewisser Manoel Duarte, ein Schuhmacher und Fischer im Ort, ihr seine Aufwartung, nachdem er schon eine Weile mit der Mama Maria Antônia verhandelt hatte. Diese hatte die Begegnung so eingefädelt, auf dass ihre Tochterherz versorgt wäre und nicht Not litte. Und also wurde sie sehr bald mit einem Mann verheiratet, den sie nicht wirklich liebte. Es war eine Vernunftehe

mit all ihren Zwängen, Mühsalen und Abweisungen, die Aninha, so schien es erst einmal, pflichtgemäß, aber eben mit wenig Enthusiasmus einging und erduldet. Mit der Zeit sehnte sie sich nach Freiheit. Und ihre Sehnsucht wurde immer drängender.

Auch des Schusters Interesse an seiner jungen, gerade erst der Kindheit entwachsenen Frau hatte sich wohl in Grenzen gehalten beziehungsweise war dahingeschmolzen oder sagen wir es so: nach ein paar wenigen Jahren sah Manoel Duarte die Zeit gekommen, sich höheren Aufgaben zu widmen. Er folgte einem Ruf der Militärs, heuerte bei der Kaiserlichen Armee an und ließ sich fortan kaum noch in Laguna blicken. In jener Zeit der aufgelösten Zweisamkeit öffnete sich das Herz der hellwachen jungen Frau allmählich immer stärker für den Kampf der Farrapos und gegen die krassen sozialen Ungleichheiten, die sie auch am eigenen Leib erlebte. Vor allem jedoch die Versklavung der zuhauf aus Afrika verschleppten Menschen, zumeist junge arbeitsfähige Leute wie sie selbst, erschien ihr wie eine eitrige Wunde in den alsbald aufstrebenden autonomen Republiken ihrer Heimat. Von da an ging allmählich auch ein ideologischer Riss durch das Paar, während Aninhas Leben in Laguna einfach so vor sich hinplätscherte. Sie versuchte, geschäftig zu sein, aber im Grunde war es ihr eher langweilig. Und Kinder bekam sie in den vier Jahren mit Manoel nicht.

Zu jener Zeit des Eintritts in den Ehestand konnte Aninha noch nicht ahnen, dass sie bereits ziemlich genau die erste Hälfte ihres Lebens durchlaufen hatte. Im Laufe der zweiten Hälfte sollten sich die Ereignisse, solche, die sie mit ihrem inneren Drang zu Abenteuern und Abgründen selbst heraufbeschwor, und solche, mit denen sie anderweitig konfrontiert wurde, so rasant verdichten, dass sich im Rückblick das Bild eines Dauergalopps durchs Leben, eines Parforce-Ritts aufdrängt.

**Es ist ein schöner Augusttag des Jahres 1839, als Aninha sich wieder einmal am Pier von Laguna herumtreibt.** Wie an anderen Tagen auch macht sie sich bei den Fischern auf den Booten oder am Ufer im Hafen nützlich, hantiert mit den Netzen, sortiert die gefangenen Fische, gibt den Beifang ins Meer zurück, veroder entlädt die Handelsware, die am Ufer oder auf den eingefahrenen Schiffen auf ihre Bestimmung wartet. Die Arbeit ist bisweilen hart, Aninha verübt sie tatkräftig und mit Ausdauer und verdient damit etwas Geld.

Es ist bereits früher Nachmittag, als sie die Rückkehr nach Hause antritt. Sie spürt beim Gehen durch die Häuserzeilen am Meeresufer ihre Müdigkeit nach getaner Arbeit und kämpft zugleich fast zornig dagegen an, wie es ihre Art ist. Sie hasst es, müde zu sein. Zugleich ist sie wieder einmal mehr als nachdenklich gestimmt ob ihrer verkorksten Frühehe, dieser eingefädelten und sinnlosen Ehe, die nun schon vier Jahre währt. Dieser Trunkenbold, dieser Rüpel, was interessiert mich sein bisschen Geld, steigt es wallend in ihr hoch, während sie an Manoel denkt. Die Beleidigungen und manchmal auch Schläge, die sie erlitten hat, wenn er betrunken war, hat sie nicht vergessen. Ein Rüpel, kein Mann, denkt sie und fühlt sich bedrückt und einsam, während sie die Mole entlanggeht, wobei in ihr ein unspezifisches Gefühl des platonischen Begehrens aufkeimt, das vage in die Zukunft weist. Sie gibt sich diesem schier übermächtigen Wunsch nach Veränderung mit der ganzen Fülle ihres geplagten Herzens hin.

Noch befindet sich Aninha in Hafennähe. Immer wieder sieht sie hinüber zu den aufschäumenden Wellen, blickt in die weite Ferne. Die Sonne strahlt kraftvoll. Sie bleibt einen Moment stehen und beobachtet, wie ein weißes Segel am fernen Horizont aus dem blauen Wasser herauswächst, wie es näherkommt und dabei immer größer wird, bis schließlich auch der Unterleib des Schiffs sichtbar wird. Die Erde ist rund, denkt sie, ich kenne nur Laguna, diese Lagune hier und sonst fast nichts! Wie schön wäre das doch: aufs Meer hinaus und einfach auf und davon. Oder von mir aus auch in die weite Pampa. Wasser oder Weiden, darauf kommt es letztlich nicht an, ist sie sich sicher. Alles hinter sich lassen, sogar meine liebe Mutter, der ich alles verzeihe, bis eines Tages die Sehnsucht kommt, wieder zurückzukehren. Die Fesseln abstreifen, um endlich wirklich zu lieben, zu kämpfen, zu leben! Die Weite der Pampa hinter ihr, die Weite des Meeres vor ihr, egal, es ist auf unterschiedliche Weise dasselbe: Abenteuer, Revolte, Freiheit. Sie ist jetzt achtzehn Jahre alt. Sie möchte teilhaben am Leben, an Leid und Freud, und sie möchte frei sein. Sie ist nachdenklich gestimmt, während sie so vor sich hingehet in der Straßenstille des Tages.

Wäre es nicht der Hafen von Laguna, sondern der von Piräus, so würde man ihr – posthum und etwas schwülstig – diese wunderbare Weise in den Mund legen wollen: *„Ich bin ein Mädchen aus ....., ich liebe den Hafen, die Schiffe und das Meer, ein Schiff wird kommen...“* die allerdings erst gut hundert Jahre später um die Welt ging. Nein, sie summt jetzt, während sie weiterspaziert, ihre eigenen

Melodien vor sich hin, um sich abzulenken, die ihrer Heimat, die ihrer Kindheit: Tanzweisen, Liebeslieder, Lieder vom großen Aufstand.

Hoch gewachsen ist sie im Laufe der Jahre sichtlich erwachsen geworden. Eben war sie noch ein heranreifendes Kind gewesen. Ihr Gesicht ist oval, ein paar Sommersprossen sind zu sehen. Der Teint ist dunkel, die schwarzen Augen sind groß, ihr ebenfalls schwarzes, langes Haar trägt sie zu jener Zeit offen. Die Statur ist eher füllig, nicht filigran. Was auffällt, sind ihr fester Gang, ihre Augen, der entschlossene Blick, als wüsste sie trotz der Müdigkeit des Moments, trotz der bereits erlittenen Entbehrungen in den zurückliegenden Jahren, wo genau es künftig lang geht. Mit Schmerz denkt sie an ihren verlorenen Vater, sie denkt an ihre Schwestern, die noch da sind, und an die Brüder, die nicht mehr da sind. Sie denkt verzweifelt daran, dass sie alle innerhalb weniger Monate gestorben waren. Und sie denkt an ihre umtriebige und starke Mutter, die als Näherin den Lebensunterhalt der Familie bestreitet.

An einer Biegung blickt sie noch einmal hinüber zu den vertäuten Schiffen und, während die salzige und fischige Luft allmählich einem milderem Gemisch weicht, bemerkt sie aus dem Seitenwinkel ihrer Augen, dass sie beobachtet wird, dass Fernblicke auf ihr ruhen, ja mehr noch: dass zwei fremde Augen sie geradezu fixieren, dass sie taxiert wird. Die Augen gehören einem Mann. Der Fremde, sie schaut genauer hin, offensichtlich ein Seemann, steht nicht sonderlich weit von ihr entfernt. Jedenfalls kann er sehen und spüren, dass auch sie ihn bemerkt hat, wie ihr scheint. Sie sieht da drüben auf einem der vertäuten Schiffe einen ihr fremden Mann, der ihr wie gebannt erscheint. Wie schön, dieser Mann, *que lindo*, denkt sie, wo der wohl herkommt! *Uma imagem de homem!*

Einen Tag später wird sich herausstellen, dass jener Fremde, der „Korsar“, Giuseppe Garibaldi ist, der sich, seit er 1835 in Rio de Janeiro an Land gegangen war, bereits einen Namen als Schiffskommandeur im Dienst der aufständischen brasilianischen Truppen gemacht hat, die von den Generalen Gonçalves und Canabarro angeführt werden. Als Garibaldi nun in Laguna erscheint, hat er bereits etliche Scharmützel und Schlachten als Söldner, Infanterist, aber auch als offizieller Marinesoldat im Südosten Lateinamerikas hinter sich – eine Verletzung am Hals, zeitweilige Inhaftierung und Misshandlungen inbegriffen.

In den Kämpfen jener Jahre hat Garibaldi zahlreiche italienische Kombattanten verloren, die gefallen waren oder exekutiert wurden. Als er in Laguna ankommt,

trauert er noch um diese Verluste und fühlt sich zugleich ziemlich verloren in jener Gegend, die er zwar mag, die aber nun einmal nicht seine Heimat ist. Seine Heimat ist „Italien“ und das ist gerade ganz weit weg. Wäre er dorthin zurückgekehrt, so hätte man ihn bald erwischt und die Schlinge um den Hals wäre ihm sicher gewesen. Phasenweise erfasst ihn düstere Melancholie, wenn er daran denkt. Und gewiss ist es auch eine Folge jener üblen Behandlung, der Peitschenhiebe, die ihm in *Entre Ríos*, einer Provinz auf der argentinischen Seite, wohin es ihn für ein paar Monate verschlagen hatte, widerfahren ist, bevor ihm solidarische Gutmenschen mit Petitionen zur überraschenden Freiheit verholfen hatten.

Nun sieht er diese junge Frau von seinem lädierten Schiff aus, der Itaparika. Und Aninha sieht diesen Seemann an, der wohl deutlich älter ist als sie. Er lacht nicht, winkt nicht, steht einfach wie angewurzelt da und regt sich nicht. Die Augen, an denen er eben für Momente sein Fernglas angesetzt hatte und die für sie nun wieder sichtbar werden, sind nicht stechend, sondern drücken Verlassenheit und tiefe Sehnsucht, aber auch Zielstrebigkeit aus. Er ist nicht sonderlich groß, wirkt jedoch stattlich in seiner Seemannstracht. Sein Gesicht bildet – ähnlich wie bei ihr – ein Oval, das jedoch durch den Bart stark in die Länge gezogen wird. Die Haare sind dunkelblond und lang.

Sie sehen sich für lange Sekunden an, es ist noch nicht der Moment eines Grußes, eines aufeinander Zugehens, gar eines verbalen Austauschs. Immerhin sind sie etliche Meter voneinander entfernt und rühren sich für gefühlte Ewigkeiten nicht von der Stelle. Sie spürt instinktiv, dieser fremde Mann hat etwas an sich, was ihr gefällt, ohne dass sie dies jetzt näher fassen könnte. Noch steht auch sie weiter wie angewurzelt da, schaut noch einmal hin, um sein Bild einzufangen. Dann setzt sie ihren Weg fort, während er sich wieder den Verrichtungen auf seinem Schiff zuwendet. Zu Hause angekommen, sie wohnt inzwischen bei ihrer besten Freundin, erzählt sie rein gar nichts, auch ihrer Mutter und den Schwestern nicht. Später verbringt sie die nicht enden wollende Nacht in aufgewühlter Unruhe und versucht das innere Bild von IHM, das sie geknipst hat, zu bewahren. Am frühen Morgen erst schläft sie ein.

Im Haus von Freunden, wo Aninha am Folgetag zu Besuch ist, trifft sie erneut auf Garibaldi. Es ist ein anscheinend dem Zufall geschuldetes Treffen, denn eine Verabredung besteht nicht. Laguna ist klein, die Zahl der wehrhaften Seelen und

Gesinnungsgenossen überschaubar. Auch Giuseppe hat Zugang zu jenem als gesellig bekannten Haus und kommt auf eine Tasse Kaffee zum Plaudern. Im Hauseingang stehen sie sich plötzlich und ganz unerwartet zum zweiten Mal gegenüber, Aninha und Giuseppe. Diesmal ist alles ganz nah und nicht mehr so unwirklich. Niemand bemerkt ihren allerersten Moment der Zweisamkeit. In den Gang dringt nur wenig Licht, es ist still. Sie stehen, ähnlich zum Vortag an der Mole, wie angewurzelt und schweigen, und zwei mal zwei Augen suchen und blicken, blicken, blicken. Sie lensen, sie peilen sich an, es ist eine Art Radar verquer. Ein paar wallende Dauermomente vergehen. Dann hört sie ihn, der eher Sardisch und Französisch und so gut wie kein Spanisch oder Portugiesisch spricht, obwohl er schon länger im Land ist, auf Italienisch ausrufen: *Devi esser' mia. Du sollst mein sein.* Dabei schaut er sie an wie ein Mann, der tiefzärtlicher wirkt, als sie es jemals erlebt hat.

Aninha ahnt in diesem Moment mehr, was er meint, als dass sie es sprachlich versteht. Giuseppe wirkt dabei auf sie wie ein Magnet mit seiner, man könnte meinen, Insolenz der knapp gesetzten, klaren und besitzergreifenden Worte. Es besteht dieser erste zwischen ihnen pendelnde Satz gerade einmal aus drei Worten: *Devi. Essere. Mia. Soll. Sein. Mein.* Nicht schüchtern gesprochen, hingegen zart und bestimmt zugleich. Weder besonders laut noch leise. Er wird Jahrzehnte später in der Rückerinnerung davon erzählen, dass er das Gefühl gehabt habe, einen verbotenen Schatz entdeckt zu haben. Mit seinem Bart wirkt er älter als er tatsächlich ist, fast könnte er ihr Vater sein. Vierzehn Jahre Altersunterschied liegen zwischen ihnen, wie sich später herausstellt.

Beide registrieren sie, dass da gegenseitig etwas passiert, was von unwiderstehlicher Kraft ist. Etwas, was über sie hinausgeht. Ein Art Triangulation. Eine Verbundenheit über etwas Drittes, das sich als Element noch nicht zeigt. Es sind zugleich Gefühle, als würden sie sich schon längst kennen, Gefühle irgendwie einer immer schon dagewesenen, großen Vertrautheit. Sinnlos, sich abzuwenden, wozu denn auch?! Aninha, statt schüchtern unter sich zu blicken oder zurückzuweichen, wie es manche Frauen in solchen Situationen kokettierend zu tun pflegen, auch um auszuloten, was sein soll oder nicht, tritt noch etwas näher an ihn heran und entgegnet lächelnd in ihrer Sprache auf seine herausfordernden Worte: „Ich kenne Dich schon ein bisschen. Ich habe die Silhouette Deines Gesichts gestern im Wasser gesehen.“ Sie sagt dies mit sehr

weichem Duktus im Ton, was ihn schauern macht und formt mit den Händen dazu die passenden Gesten.

Als bald, indem die nächsten Tage und Wochen vergehen, da sie sich nun regelmäßiger und nicht mehr zufällig treffen, gut gelaunt Zärteleien austauschen und unter Einsatz ihrer Mimik und auch ein paar radebrechenden Sätzen reden reden, gestikulieren, reden, reift auf ganz natürliche Weise Aninhas Entschluss, alles aufzugeben, was bisher ihr Leben ausmacht: die Mutter, die Schwestern, die Freundin, ihr zu ruhiges Leben in Laguna. Und sie tut dies klipp und klar entschlossen und ohne Zaudern. So gewiss sie niemals mit Manoel in den (falschen) Kampf gezogen wäre, so sehr will sie genau dies nun mit Garibaldi, mit Gerbaud, dem „Kühnen Speer“, denn dies ist die Ursprungsbedeutung seines Namens, wie er ihr in einem launigen Moment erklärt. Und der seinerseits ist im Wärmestrom der Gefühle gefangen und wacht mehr und mehr im Glück auf. Sie folgt ihm fortan mit Hingabe und beharrlich auch im Kampf, wohin auch immer, immer an seiner Seite, selbst wenn er - viele Male - aus Sorge um sie nicht wünscht, dass sie dabei ist. In solchen Fällen gibt sie sich erbot und kann dann richtig fuchtig werden. Auch sie weiß nun klarer denn je, was sie auf jeden Fall will. Kämpfen für eine bessere Welt und lieben. IHN.

Alles in allem ist es eine Begegnung von erheblicher Tragweite – für das Paar selbst und die spätere Familie mit den Kindern, aber auch hinsichtlich der Chancen für einen politischen und sozialen Umbruch in Süd-Brasilien und später dann in Uruguay sowie nochmals später für das ferne, noch partikularisierte Italien. Beide sind sie zweifellos Tatenmenschen, die nicht viele Worte brauchen, um sich zu verständigen. Der raue Weg des Paares zu den Sternen ist gebahnt.

*Es handelt sich um ein veritables Phänomen, dass die erotische Anziehungskraft ein energetischer Strom ist, der, so mutet es manchmal an, mit den stärksten Energien, die wir auf unserem Planeten feststellen können, mithalten kann. War die Begegnung von Aninha und Giuseppe, bei der sich diese Kraft entfaltete, Zufall oder Fügung oder was dann, wenn weder das eine noch das andere? Hätte sie sich all dem entziehen und doch nicht alles aufgeben sollen in ihrer Lage? Zumal sie noch verheiratet war. Und dann noch ihre arme Familie. Hätte sie es überhaupt geschafft zu bleiben, wenn sie es – dann sicherlich steinschweren Herzens - versucht hätte? Und er, dieser Korsar im Exil, der in den letzten Jahren ständig im Kampf war und sich trotz der Kameraden nicht selten wie ein einsamer*

*Wolf gefühlt haben mag? Hätte er, der deutlich Ältere, der schon in Italien, aber auch in Brasilien und in Uruguay von den reiferen Damen der gehobenen Gesellschaft schmeichlerisch umworben wurde und mit blitzgescheiten Intellektuellen zu konferieren pflegte, die sprichwörtliche Vernunft walten lassen und auf Abstand zu ihr, dem einfachen „Mädchen aus Laguna“, bleiben sollen? Hätte er es gekonnt? Wir wissen es nicht. Auch ihre Ausstrahlung, nicht nur die seine, brach sich mit schier unwiderstehlicher Anziehungskraft Bahn. Warum also das Wunder nicht geschehen lassen? Die Pferde jedenfalls waren gesattelt für den großen Galopp. Und das neue Schiff im Hafen, das den Namen Seival trug, schaukelte ruhig im Wasser des Hafens und wartete einladend auf das Liebespaar!*

**Feuertaufe und Bewährungsproben:** Die sezessionistische Farrapen-Revolution umfasste eine Reihe von Aufständen in Rio Grande do Sul und Santa Catarina. In beiden Provinzen wurden nach Siegen der Rebellen unabhängige Republiken ausgerufen, die Republik Piratini und die Republik Juliana, die sich beide als Staaten jedoch nur für ein paar Jahre halten konnten. Der insgesamt zehnjährige *Ragamuffin War* der „Gassenjungen“, wie der Krieg auch genannt wurde, an dessen Ende ein beiderseits einigermaßen vertretbarer Friedensschluss, der Poncho Verde-Vertrag, stand, richtete sich gegen das zentralistische Kaiserreich, die Kolonialmacht, gegen Despotie, Armut, Sklaverei sowie gegen eine ungerechte Handels- und Steuerpolitik, bei der der wirtschaftliche Streit um das Trockenfleisch Charque vom Rind eine wichtige Rolle spielte. Die Bewegung stand für ein liberalisiertes Gesellschaftsleben im Sinne der aufklärerischen Ziele der Französischen Revolution und des Code Civil Napoleons ein - verbunden mit dem Streben nach Separation und Provinzautonomie. Als der Friedenspakt 1845 geschlossen wurde, hatten die aufständischen Farrapen zweitausend Tote und unzählige Verletzte zu beklagen, doppelt so viele wie ihre Gegner.

Die teilweise sehr heftigen Gefechte, meist eher kleinere, aber blutige Scharmützel, die überwiegend von der Guerilla-Taktik der Rebellen bestimmt wurden, spielten sich zunächst in Rio Pardo, Porto Alegre sowie bei Imbituba ab, das, ebenfalls am Meer, dreißig Kilometer von Laguna entfernt liegt. Schließlich griffen sie auch auf Laguna über – unter tatkräftiger und weitsichtiger Mitwirkung von Giuseppe und Aninha, sei es zu Schiff oder zu Pferd, sei es mit Bordkanone und Pistole, sei es mit Muskete, Säbel und Lanze.

*O Batismo de Fogo*, ihre Feuertaufe, bestritt Aninha ein paar Monate nach ihrer Begegnung an der Seite von Giuseppe Garibaldi und den Mitstreitern am Praia do Porto, dem kleinen Seehafen in der Bucht von Imbituba, und im umkämpften Seegebiet dortselbst. Die aufständische kleine Flotte hatte mit der „Rio Pardo“ und der „Seiva“ Kurs auf den militärisch überwachten Hafen genommen. Plötzlich geriet noch ziemlich weit draußen das erste Schiff seitens der Kaiserlichen stark unter Beschuss, sodass es nach kurzer Gegenwehr halb zerstört aufgegeben werden musste. Das Feuer kam von einem von drei Schiffen der brasilianischen Marine, der „Insignie“, die überraschend hinter einem Felsen aufgetaucht war. Viele Mitglieder der Besatzung des Rebellenschiffs kam zum Teil sofort durch Kugeltreffer oder im Wasser, in das sie stürzten, ums Leben, teils wurden die Kämpfer festgenommen und verschwanden.

Es war eine bedrückende Erfahrung an diesem Tag für die Aufständischen, der jedoch noch nicht zu Ende war. Es gab noch das zweite und größere Schiff, die „Seiva“, auf der Giuseppe mit Aninha an Deck das Kommando führte, die inzwischen von ihrem Mann im Umgang mit Schusswaffen unterwiesen worden war und zum Staunen aller zu den treffsichersten Schützen der Rebellen-Truppe gezählt werden konnte. Umgekehrt hat sie Giuseppe zwischenzeitlich gezeigt, wie man ohne Sattel reitet und zu Pferd attackiert.

Als auch die Seiva von einem der feindlichen Schiffe aus unter Beschuss genommen wurde, insistierte Giuseppe, Aninha möge unter Deck Schutz suchen, was diese jedoch erst einmal strikt verweigerte. Einige Mitglieder der Besatzung verloren angesichts der zischend aufprasselnden Geschosse die Nerven und taten genau dies, sie zogen sich flugs ins Innere des Schiffsleibs zurück. Daraufhin ergriff Aninha, die immer noch an Deck stand, eine Muskete und schoss auf das feindliche Schiff. Kurz darauf explodierte eine Kanonenkugel nahe bei ihr und den an Deck verbliebenen Kameraden. Zwei Seemänner starben, Aninha blieb unverletzt und blieb eisern unbeirrt. Erneut ermahnte Giuseppe sie, sich unter Deck zu begeben. Diesmal tat sie es, kehrte jedoch bald darauf mit einigen Kämpfern, auf die sie unten eingeredet und diesen oder jenen als Memme beschimpft hatte, nach oben zurück. Auf diese Weise ermutigt stellten sie sich weiter dem Kampf und konnten sich endlich retten.

In einer anderen Situation des Gefechts befand sich Garibaldi bereits am Ufer, und die Seiva sowie weitere kleinere Schiffe waren verankert und vertäut oder

zumindest schon ganz nahe der Küste, als sie von der feindlichen Übermacht erneut angegriffen wurden und die Kugeln auf den Decks einschlugen. Den Besatzungen erschien die Lage plötzlich aussichtslos und sie waren fast schon dabei, ihre Schiffe aufzugeben, ohne das Feuer zu erwidern. Wieder nahm Aninha mit geradezu freudig-feuriger Miene die Geschicke in die Hand, als ginge es um einen sportlichen Wettkampf und als wären die Kugeln aus weichem Gummi. Sie sprang mit ein paar Sätzen hinter die Lafette der Bordkanone des Führungsschiffs, der Seiva, zielte kurz und feuerte los. Daraufhin ließen die verzagten Kumpanen sich von ihr anstecken, fassten neuen Mut und gaben schließlich unter Einsatz ihrer langen Schusswaffen diesem gefährlichen Scharmützel eine Wende zum Besseren. Sie kämpften, was das Zeug hielt, und konnten den irritierten Feind auch diesmal in die Schranken verweisen.

Dass Aninha nicht nur auf dem Schiff, sondern auch auf dem Festland herausgefordert werden würde, sollte sich nur kurze Zeit später herausstellen. Diesmal würde sie in der Wildnis des Urwalds zu Pferd und zu Fuß und völlig allein um ihr Leben kämpfen müssen.

Trotz heftiger Gegenwehr war die Lage bei Imbituba angesichts der Übermacht der feindlichen Seestreitkräfte letzten Endes aussichtslos gewesen, und die Rebellen hatten sich in verstreuten Trupps immer tiefer ins Hinterland des Küstenorts abgesetzt. Der Rückzug erfolgte auf mühseligen Pfaden und unter widrigen Witterungsbedingungen in der feuchtheißen Gegend. Sie befanden sich in den Wochen des Jahreswechsels 1839/40 auf der Flucht in den Bergwäldern, und die eingesetzten Landtruppen des kolonialistischen Regimes waren ihnen auch hier immer wieder dicht auf den Fersen und setzten ihnen heftig zu. In Curitibanos, einer gut dreihundert Kilometer von der Küste und nur einen knappen Tagesritt von dem Ort Lages entfernten Munizip, wo Aninhas Eltern Eltern dereinst gelebt hatten und damals auch viele deutsche Einwanderer siedelten, kam es zu einer verlustreichen Schlacht und die Lage spitzte sich speziell extrem zu.

Die Aufständischen, die sich in Erwartung eines Angriffs in kleinere Trupps aufgeteilt haben, um den Gegner zu narren, versuchen sich in einzelnen Grüppchen zu einem verabredeten Zielpunkt jenseits eines weiter weg gelegenen Hügels durchzuschlagen. Aninha hat in jenen Tagen den Kontakt zu Giuseppes Trupp und zu ihm selbst verloren. Sie leitet eigenständig einen

Munitionszug und tut dies unbeirrt und pflichterfüllt, obwohl sie seit ein paar Monaten schwanger ist. Aus der Ferne dringt immer wieder Gefechtslärm, von dort her, wo sie Garibaldis mit seinen Leuten vermutet, herüber. Sie dringt mit ihren Leuten tiefer in den Wald ein, wo sie im Gestrüpp und Unterholz nur schwer vorwärtskommen. Es ist schwül-heiß, die Mücken und anderes Getier machen ihnen zu schaffen. Es fällt schwer, die transportierte Munition wirklich trocken zu halten, denn es regnet dicke Bindfäden. Als sie auf eine Lichtung gelangen, können sie trotzdem kaum fünf Meter weit sehen.

**Plötzlich sieht sich Aninha im dichten Feuchtnebel schemenhaft von feindlicher Kavallerie umstellt.** Einige ihrer Kameraden versuchen zu fliehen und werden niedergestreckt. Die Lage ist aussichtslos. Sie muss erkennen, dass es bei dieser Einkesselung keinerlei Chance zur Flucht gibt. Die Munition geht verloren, ihr Pferd wird einkassiert und sie selbst sieht sich von Soldaten eng umzingelt. Sie wird sistiert und ein, zwei Kilometer weit durch den Busch zu einem kleinen Militärcamp mit Zelten am Waldrand geführt. Ein launischer, zwischen Rache und Bewunderung schwankender Leutnant verhört nach einer Weile die wirr Dreinblickende mit dem zerzausten Haar, fragt nach ihren Kameraden, nach der Bewaffnung, den taktischen Absichten der Rebellen. Er fragt ihr zäh ein Loch in den Bauch. Aninha bricht ihr Schweigen, beschimpft den Kerl, beleidigt respektlos die Majestät der Kolonialregierung und macht irreführende Angaben zur Stärke und Bewaffnung der flüchtigen Farrapen.

Später bittet sie einen mild gestimmten Soldaten um etwas zu essen und erhält ein paar Bananen. Sie ist nun zum ersten Mal in ihrem Leben eine Gefangene. Diesmal nicht in ihrer Ehe, sondern im Krieg! Wird man sie töten oder Schlimmeres vor ihrem Tod als den Gnadentod selbst antun? Oder wird man sich dies nicht trauen, weil man – sie und sowieso Giuseppe sind vielleicht schon zu bekannt - keine Märtyrerin kreieren will? Solche Gedanken schießen ihr in Windeseile durch den Kopf, sie will sich nicht damit aufhalten. Noch hat sie Hoffnung.

Während sie die Früchte isst, nähert sich ihr ein anderer Soldat und teilt ihr mit spöttischer Miene mit: „Dieser Itaker, dieser Garibaldi, dein Giuseppe, der ist mausetot. Den haben wir mit einer Kugel erwischt, sauberer Treffer. Gar nicht weit von hier, aus und vorbei, zack!“ Ihr Herz krampft sich für einen Moment schmerzlich zusammen, sie beginnt zu zweifeln, aber letztendlich glaubt sie ohne

Beweise erst einmal rein gar nichts. Sie bleibt vorgeblich unbekümmert und sucht nach einem rettenden Ausweg aus ihrer misslichen Lage. Mit welcher List könnte sie es erst einmal schaffen freizukommen und zu verschwinden? Alles weitere wird sich fügen, denkt sie.

Sie drängt die Soldaten, ihr einen Beweis vorzulegen, dass Giuseppe tot sei. Sie insistiert, dass man sie zum Leichnam ihres Geliebten bringen möge. Sie könne nur ihren eigenen Augen glauben. Man gewährt ihr feixend ihren Wunsch und freut sich auf das Täuschungsmanöver. Drei Bewacher eskortieren sie in der frühen Abenddämmerung auf einem Fußmarsch über das freie Feld zu einer anderen Stelle am Waldrand, wo ein Tag zuvor ein Gefecht stattgefunden hat und die Leichen einiger Rebellen liegen. Die Bewacher wissen, dass Garibaldi nicht dabei ist, Aninha weiß es nicht, aber in ihr glüht das Lämpchen des Urvertrauens und der Zuversicht.

Sie sucht mit Erlaubnis und unter Beobachtung der Soldaten das Terrain ab, indem sie zwischen den verstreut liegenden Toten hindurchgeht. Die Abendsonne ist fast schon gesunken, als sie in der freien Wildbahn aus den Augenwinkeln eine kleine Herde frei grasender Pferde entdeckt. Sie lenkt ihre Bewacher durch eine rasche Handbewegung in die Gegenrichtung mit dem Hinweis ab, dass sich „da hinten im Wald“ etwas Verdächtiges bewegt habe, Menschen, Tiere, sie wisse es nicht. Was ist das, fragt sie. Während die Soldaten den Bereich nervös mit den Augen absuchen, löst sie sich blitzschnell aus der Gruppe und rennt und rennt und rennt...zu den Pferden. Sie prescht auf eines der Tiere zu, sitzt trotz ihrer Schwangerschaft behende auf und galoppiert auf dem Rücken des wiehernden Pferds davon.

Die tumben und völlig perplexen Männer brechen daraufhin in ein alarmiertes Riesengebrüll aus, das von Wachposten gehört wird, die dies ins Camp melden. Alsbald ist ein berittener Stoßtrupp zur Stelle und nimmt die Verfolgung auf. Aninha ist noch nicht sonderlich weit gekommen, die Distanz wird allmählich kleiner. Auch die Soldaten können reiten und haben ihr den Weg abgeschnitten. Näher an Aninha herangekommen beginnen die Verfolger mit ihren Gewehren zu feuern. Ein paar Geschosse umschwirren sie wie todbringende Mücken, und eine Kugel sirrt durch den aufgestülpten Rand ihres Sombreros. Sie bleibt unverletzt. Minuten später bringt eine Kugel das Wildpferd zu Fall, als sie gerade eine Böschung hinunterreiten will. Armes Tier, man wird es töten, denkt sie

intuitiv, während sie stürzt. Als sie auf den Erdboden knallt, spürt sie einen schmerzhaften Schlag an der Schulter und einen am Bauch. Flugs rollt sie sich ab, rappelt sich wieder auf und macht sich blindlings davon.

Für eine Weile haben die Verfolger sie aus den Augen verloren, als sie die tiefe Böschung mehr heruntergefallen als heruntergekraxelt ist. Vorne sieht sie die reißenden Wasser eines Flusses vor sich, der durch den Regen jener Tage stark angeschwollen ist. Sie weiß nicht, dass es der Rio Canoas ist, der zusammen mit dem Rio Pelotas den langen Uruguay-Strom nährt. Aber Namen sind in dieser Wildnis nichts zum Festhalten, sie muss, sie will da hinüber zum rettenden Ufer. Kein Mensch halbwegs bei Sinnen würde sich in diese schäumenden Wogen und Stromschnellen werfen, die den Fluss in dieser Zeit so gefährlich machen. Aber Aninha tut genau dies. Sie springt mit ihrem schier waidwund gehetzten Körper, ohne zu zögern und alles auf eine Karte setzend, in die Fluten, wo sie sich tauchend und immer wieder kurz auftauchend durch das tosende Wasser kämpft. Schließlich erreicht sie durchnässt und vor Erschöpfung zitternd das andere Ufer. Eine andere Chance hatte sie nicht und sie hat sie verwegen genutzt.

Als die Häscher den Fluss erreichen, suchen sie das Ufer auf ihrer Seite ab, sie gaffen und stieren endlos auf den Fluss, stochern mit Lanzen im Wasser herum, schießen wahllos hinein. Vergeblich. Ins Wasser, um dort zu suchen, traut sich niemand von ihnen. Zu gefährlich für die Hosenmatze, macht aber auch wenig Sinn. Aninha ist und bleibt verschwunden, will sagen: sie ist längst am anderen Ufer und liegt um Luft ringend und unsichtbar im hohen Gras. Als es stockdunkel ist, geben die Soldaten auf. Sie sind sich sicher, dass „diese verdammte Amazone“ ertrunken ist. Wie stehen sie jetzt vor ihrem Kommandeur da, diese Helden!

Die Flucht also ist gelungen, aber noch weiß Aninha nicht, wie es wirklich um ihren José steht. Ist er noch am Leben, ist er verwundet, wo mag er sein? Ein paar Tage lang streift sie orientierungslos durch den meist dichten Wald, wobei sie sich von Beeren und Blättern ernährt und Wasser aus Bodenlachen oder von Kakteenstauden und Opuntienfrüchten trinkt. Einmal, am dritten oder vierten Tag, trifft sie bei einer Hütte auf zwei indigene Frauen im Methusalem-Alter. Als sie trotz der Kleidung erkennen, dass Aninha eine Frau ist, überwinden sie ihre Angst und geben ihr kräftigen Mate, der sie aufputscht. Dazu etwas Maisbrei.

Dankbar isst und trinkt sie und zieht dann flugs wieder weiter. Sie muss José finden!

*In solchen Momenten der Bewährungsproben in höchster Gefahr erschien Ana Maria da Silva auch später geradezu wie eine wiedergekehrte Jeanne d`Arc, welche mehr als vierhundert Jahre zuvor im alten Europa den französischen Soldaten – etwa um Orléans an der Loire - ein mitreißendes Vorbild im Kampf gegen die Engländer und Burgunder gewesen war. Die Haltungen, Posen und Aktionen ähnelten sich bis in verblüffende Details hinein. Denn beide waren sie noch unter zwanzig, als sie den Kampf aufnahmen und starben sehr jung, wobei Aninha ein paar Jahre mehr Zeit im Leben vergönnt war. Beide Frauen kämpften vor allem gegen Kolonialmächte oder die Okkupation durch feindlich gesinnte Nachbarstaaten und somit für eine gerechte Sache. Beiden wird zurecht ein enormer Kampfeswille, Furchtlosigkeit vor dem Tod und eine starke Motivationskraft selbst in schier aussichtslosen Situationen nachgesagt. Ihre manchmal auch resignativen und verzweifelten Gefühle werden in den Berichten, weil wenig spektakulär, oft ausgelassen. Beide Frauen stellten sich als fähige Reiterinnen unmittelbar dem Kampf im Gefecht und dies möglichst ganz vorne. Und beide waren sie immer wieder in der Lage, ihre Mitstreiter zu Kampf und Gegenwehr anzuspornen. Sie waren beide Vorbilder mit Nachwirkung. Sind dies alles Mythen? Nach allem, was man weiß, fühlt es sich nicht so an.*

Nach ein paar weiteren Tagen findet sie endlich in der Nähe von Lages den Trupp um Garibaldi, der längst Späher ausgesandt hatte, die nach ihr suchten. Auf solch einen Spähtrupp war sie umherirrend gestoßen. Nun wird sie zu José in das Örtchen Vacaria gebracht. Als sie Giuseppe sieht, rennt sie auf ihn zu, während er ihr mit beiden Armen zuwinkt. Sie bemerkt sogleich, dass Garibaldi unversehrt geblieben ist, ja, dass er wohlauf ist. Wir sind auf der Flucht, aber sie haben uns nicht ausgeschaltet, sie werden uns nie kriegen, sie sind zu dumm, denkt sie launig und sagt es auch José, wie sie ihn inzwischen liebevoll nennt. Dabei schaut sie ihn so schelmisch an, wie nur sie das kann. Dann schmiegt sie sich in seine feste und lange Umarmung.

Aber...das Kind, unser Kind, fragt sie nach einer Weile besorgt, während sie ein paar Schritte gehen. Dann fließen ihre Tränen, die er sanft mit der Hand von ihrem Gesicht streift. Wenn es ein Junge wird, soll er Domenico heißen, wenn es ein Mädchen wird: Domenica. Denn es wurde an einem Sonntag gezeugt. Sie

sind sich einig, und Giuseppe fügt den Vorschlag hinzu, als zweiten Namen Menotti zu wählen. Aninha ist einverstanden, als ihr Garibaldi erklärt, dass Ciro Menotti, ein liberaler Freiheitskämpfer und ein Mitglied des katholischen Geheimbunds der *Carbonari* in Italien war, die – den Freimaurern ähnlich – die Einigungsbewegung in Italien unterstützten. Menotti war damals gefangen genommen und hingerichtet worden. Er wurde aus Garibaldis Sicht zum Märtyrer. Italien so fern, denkt sie, ich kenne es noch gar nicht. Ja, sagt sie, das machen wir so, wenn es ein Bub wird! Alles ist trotz der Sorge um das Kind im Bauch plötzlich gut, sie sind zuversichtlich, denn sie spürt sein Zappeln, seine Regungen immer wieder, ein wunderbares Zeichen. Gemeinsam setzen sie am nächsten Tag mit den verbliebenen Kameraden die große Flucht fort – in Richtung Süden.

Erst Monate später, nach endlos langen Reitmanövern durch die Pampa von Rio Grande do Sul, haben sie nach der Niederkunft Gewissheit, dass das Kind gesund ist – von einer kleinen und harmlosen Deformierung an der Stirn abgesehen, wobei dem untersuchenden Arzt zufolge nicht einmal klar ist, ob diese tatsächlich vom Sturz herrührt. Nahe der dereinst von azorischen Einwanderern gegründeten Gemeinde São José das Mostardas, später eine Stadt, hat Domenico Menotti im Distrikt São Simão gesund das Licht der Welt erblickt. Im Haus einer befreundeten Familie gab es die erforderliche Geborgenheit hierfür. Die Erleichterung ist groß, die Freude noch größer! Bis zur uruguayischen Grenze sind es noch knapp vierhundert Kilometer an der Küste entlang, aber sie wählen später eine sicherere, wenn auch umständliche Route ein gutes Stück nach Westen und erst dann nach Süden. Nochmals liegt ein beschwerlicher Weg vor ihnen, und die kaiserlichen Trupps haben sie beileibe nicht vergessen. Das verliebte Paar sehnt sich indessen nach Abstand zu den Kampfzonen und hegte die Hoffnung, ihr Familienglück ausleben zu können. Noch hatten sie ja kein wirklich häusliches Zusammenleben gehabt. Und schon gar nicht in Sicherheit!

Anita beobachtete in jenen Zeiten der Flucht nach Süden, dass ihr sonst unverwüstlicher José des nicht enden wollenden Kämpfens müde geworden zu sein schien. So kam es ihr jedenfalls vor, er deutete dies nur selten an und versuchte es zu verbergen. Am Alter konnte es nicht liegen, schließlich war er erst zweiunddreißig. Aber auch sie war noch erschöpft von den Strapazen und Entbehrungen ihrer eigenen Flucht aus dem Wald, der fortgeschrittenen Schwangerschaft und der Geburt. Das Paar machte sich Sorgen, wie der kleine

Domenico dies alles überstehen sollte und so war in ihnen allmählich der Entschluss gereift, sich dem „Kampf der Zerlumpten“ zu entziehen und nach Uruguay auszuweichen.

Garibaldi machte sich Hoffnung, dort mit Landsleuten, die damals, wie er wusste, sehr zahlreich in Montevideo ankamen, in Kontakt zu kommen und auch verlässlichere Nachrichten über die Situation in seinem Land zu erhalten. Seine Heimat, die er liebte, fehlte ihm sehr und seine Vorstellung eines befreiten und geeinten Italiens spukte nicht nur in seinem Kopf herum, sondern er prüfte die Neuigkeiten von dort sehr aufmerksam und wandelte sie in seiner Phantasie zu tatenreichen Strategien des Widerstands um, wobei auch der briefliche Austausch mit führenden Vertretern des Risorgimento mit einfluss.

Einiges hatte er Anita, sofern überhaupt Zeit für Plaudereien war, bereits über das Leben in seiner Heimat berichtet. Sie verstand ihn inzwischen schon besser, hörte seinen Erzählungen immer gerne zu und fragte viel nach. Manchmal war sie auch gerührt und fasziniert, wenn er von seinen Geschichten zum Gesang überging. Denn Giuseppe Garibaldi hatte eine Leidenschaft für Musik, die sich im Alter noch ausprägen sollte, und sang oder summete und piffte gerne auch selbst. So lernte Aninha noch auf der Flucht die opernartigen *Canzoni* berühmter italienischer Komponisten kennen. Später dann, als die Familie schon in Uruguay weilte, trug er ihr manchmal die getragene Melodie des Gefangenenchors aus Nabucco vor, die Giuseppe Verdi gerade geschaffen hatte und die als Hymne des Risorgimento um die Welt gehen sollte: *Va pensiero, sull' ali dorate... Flieg, Gedanke, mit goldenen Flügeln...* in solchen Momenten legte sie ihren Arm um seine Schulter und schaute ihm zu. Ihre Musik hier in Brasilien, die sie liebte, war in ihrer anmutigen Leichtigkeit ein feines Pendant zum fülligen Temperament der Arien, die er sang. Und freudig teilte sie bei solchen musikalischen Ausflügen sein Weh, seine Sehnsucht nach jener fernen Welt, die langsam auch für sie greifbar wurde, ohne dass sie sich dessen schon so recht bewusst gewesen wäre.

Knapp zwei Wochen nach Domenicos Geburt kam es noch einmal zu einem ernsthaften Vorfall, als überraschend ein feindlicher Trupp bei ihrem Domizil auftauchte. Aninha und Giuseppe hatten in Begleitung einiger Getreuer Station auf einer Farm gemacht, um etwas auszuruhen und sich irgendwie die Mägen zu füllen. Menotti war mit dabei. Giuseppe war ausgeritten, um die Lage zu erkunden und etwas Essbares aufzutreiben, denn es gab nicht genug für alle.

Schon seit Stunden war er unterwegs. Plötzlich bemerkte Aninha, die sich im Haus bei Menotti befand und durch ein Fenster sah, dass eine Gruppe bewaffneter Männer das Anwesen von vorne einkreisten und den Halbkreis enger zogen. Noch waren sie ein gutes Stück weit weg, aber ihre Silhouetten zeichneten sich schon klar ab. Wie kaiserliche Soldaten sahen sie diesmal nicht aus.

**Nur halbwegs für einen Ritt gerüstet, ergreift sie das Kind**, rennt nach hinten aus dem Haus, wobei sie die ruhenden Gefährten alarmiert, steigt im Schutz des Mauerschattens auf ihr Pferd und stiebt mit ihm davon. In der rechten Hand hält sie für alle Fälle ihren Revolver im Anschlag, im rechten Arm birgt sie den in ein Tuch eingewickelten Menotti, so gut es geht. Unbemerkt gelingt es ihr, das Gehöft zu verlassen. Sie reitet, immer schon das beste Versteck, auf das nahe Waldgebiet zu, so schnell sie kann, bindet das Pferd an einem Baum fest und dringt mit ihrem Kind tief in das Dickicht ein. Im offenen Licht lässt sie sich lange Zeit nicht blicken, um nicht entdeckt zu werden. Hungrig, aber wohl auf und guten Mutes findet Garibaldi sie Tage später dort, der mit ein paar Leuten mehrmals ausgeschwärmt war, um sie zu suchen. Sie sind einfach zu dumm, diese Schwachköpfe, *esses idiotas*, ruft sie ihm lachend zu, als er sie gerade im Gebüsch ausgemacht hat. Die Häscher, wer auch immer sie waren, hatten sich längst zurückgezogen, nachdem sie die Farm verlassen vorgefunden hatten. Garibaldi hatte da so eine Vermutung. Es gab degradierte Abtrünnige aus den eigenen Reihen, die seit längerem auf Rache sann.

Tage später setzten sie den langen und beschwerlichen Weg nach São Gabriel, dem neuen Hauptquartier der Farrapen, und dann zur Grenze und nach Montevideo fort. Auf dieser allerletzten langen Etappe in Brasilien wurden sie von ortskundigen Soldaten eskortiert, die Bento Gonçalves, die höchste Autorität der Farrapen in Rio Grande, abgestellt hatte. Der General hatte Garibaldi bei einer Unterredung das Placet gegeben, Brasilien zu verlassen. Mit sich führten sie neunhundert Stück Vieh, ein Dankbarkeitsgeschenk der republikanischen Piratini-Regierung. Bis sie in Uruguay anlangten, sollten allerdings viele der Tiere bei den harten Märschen verlorengelassen oder verenden. Abwechselnd trugen sie den kleinen Menotti in einem um den Hals gebundenen Tuch am Körper, um ihn bei den immer wieder stark absinkenden Temperaturen zu wärmen, während etliche Kameraden um sie herum den Strapazen oder Erkrankungen erlagen. Schlachten, Scharmützel und manchmal

Siege, aber zumeist Verluste und Fluchten, das war der stetige Alltag des Paares in Brasilien bis zuletzt - ein Aufenthalt, der sich nun dem Ende zuneigte, der kleine Menotti zuletzt mit dabei.

Obwohl sie jetzt schon länger auf dem Rückzug waren, immer wieder gejagt wurden und bittere Rückschläge erlitten, hatten sie mit vereinten Kräften viel in der Heimat Aninhas im Süden Brasiliens erreicht, worauf im weiteren Verlauf der Revolten aufgebaut werden konnte. Ein vollständiger Sieg gegen die kaiserlichen Truppen war ihnen jedoch nicht vergönnt, und der kam auch später nicht. Sie hatten maßgeblich und mit vollem Einsatz dazu beigetragen, dass Jahre später den Vertretern der Zentralmacht in Rio bei den Friedensverhandlungen eine ganze Reihe von wichtigen Zugeständnissen abgerungen werden konnte. Dies auch deshalb, weil umgekehrt die kaiserliche Soldateska die vielfältige Farrapen-Guerilla niemals vollständig besiegen konnte.

Am 17. Juni 1841 erreicht das noch immer unverheiratete Paar nicht ganz zwei Jahre nach ihrer ersten Begegnung in Laguna schließlich das herbeigesehnte Montevideo. Für Giuseppe ist es nach fünf Jahren das zweite Mal, dass er den Boden Uruguays betritt, für Aninha das erste Mal. Das Paar hatte, so jedenfalls schien es, vorerst nur einen einzigen Wunsch: in Frieden mit ihrem Kind und in Liebe zueinander zu leben, fernab von brachialen Kraftakten, Krieg und Kampf. Und für eine Weile sah es ganz danach aus, dass sich dies auch so einstellen würde.

## Montevideo: Heimstatt im Bürgerkriegsland

*Lo inevitable no se lloriquea. Lo inevitable hay que enfrentarlo<sup>4</sup>*

Auch in Uruguay, der neuen Heimat des Paares zusammen mit Söhnchen Menotti war, wie sich bald herausstellte, Mars, der omnipräsente römische Gott des Kriegs und der martialischen Kämpfe, ein immer wieder vom Wegesrand winkender, manchmal auch überraschend herbeihuschender Begleiter der beiden Unentwegten geblieben. Gewiss wollten Aninha und José es nicht unbedingt so, aber sie zögerten auch nicht, die Herausforderungen seitens der arroganten und brutal herrschenden Obrigkeiten und Okkupatoren zeit ihres Lebens immer wieder anzunehmen. Nun also in Uruguay.

Als Aninha, nennen wir sie fortan Anita, und José im Winter 1841/42 in den von den Länderriesen Brasilien und Argentinien flankierten Kleinstaat gelangten, war dort bereits ein Bürgerkrieg aufgekeimt, der sich in seiner Zuspitzung zur *Guerra Grande*, dem Großen Krieg in Uruguay, entwickeln und insgesamt zwölf Jahre dauern sollte. Der Latifundist Manuel Ceferino Oribe und der Vertreter des einflussreichen Handelsbürgertums José Fructuoso Rivera standen sich damals als feindselige Rivalen um die Macht in ihrem Land gegenüber. Ersterer war Gründer der Blanco-Partei gewesen, der zweite hatte die Colorado-Partei gegründet. Der Eine führte die „Föderalen“ an, der andere die „Unitarier“. Beide waren sie früher schon einmal Präsidenten in Wechselfolge gewesen. Beim zweiten Mal agierte Oribe in einer Art Gegenpräsidentschaft vom *Cerrito de la Victoria* aus, einem Hügel am nördlichen Stadtrand Montevideos, und bekam es dann vor allem mit dem Colorado Joaquín Suárez zu tun, der Rivera 1843 erst einmal ablöste. Montevideo wurde insgesamt fast eine Dekade lang belagert, und immer wieder mischte sich hierbei auch der argentinische Diktator de Rosas, der um seine Person einen wahren Personenkult betrieb, kriegerisch in die inneren Angelegenheiten Uruguays ein. Er tat dies auf Seiten der Blancos, und Oribe galt damals fast schon als höriger Statthalter des argentinischen Caudillos.

Nach einer kurzen Phase der Orientierung in ihrer neuen Heimat ergriffen Giuseppe und Anita bald nach ihrer Ankunft für die von liberal-republikanischen Ideen getragenen Colorados Partei.

---

<sup>4</sup> „Jammere nicht über das Unvermeidliche. Schau ihm ins Auge“ aus: Wort des ärmsten Präsidenten der Welt – José „Pepe“ Mujica, Nomen-Verlag, Frankfurt am Main, 2018, Seite 128

Sieben Jahre lang versuchte das Paar nun den schwierigen Spagat zwischen einem möglichst gedeihlichen Familienleben und der Einbindung in die politisch-gesellschaftlichen Kämpfe der Zeit. Es waren am Ende sieben Zehntel ihrer gesamten gemeinsamen Lebenszeit, die Anita und Giuseppe in Uruguay verbrachten. Und der passionierte Seemann war trotz aller existenziellen Schwierigkeiten der Familie in seinem Element: Uruguay ist an den geografischen Rändern eingegrenzt von Wasser, Wasser und nochmal Wasser: der Südatlantik. Die riesige Trichtermündung des Río de la Plata. Der Rio Uruguay. Die Küstenlagunen. Immer schon hatte der Nizzaner sich am oder auf dem Wasser besser gefühlt als in den Weiten der Pampas oder in irgendwelchen Wäldern, gar Berg- oder Urwäldern. Er fühlte sich dort einfach sicherer und siegesgewisser in den Kämpfen. Auf Anita kam jedoch eine andere Rolle im Lebensdrehbuch des Paares zu.

Das Leben des „Herosen und der Heroine zweier Welten“, wie es pathetisch heißt, geriet zunächst in den Schatten der bisherigen Glorie der Erfolge in Brasilien, denn Anita befand sich plötzlich in der für sie neuartigen Situation, die Hausarbeit und die Kinderbetreuung zu versehen, während Giuseppe sich vor die neue Aufgabe gestellt sah, durch Handel mit Haushaltswaren und überdies als Lehrer für Mathematik und Sprachen das prekäre Auskommen der Familie günstiger zu gestalten. Die sich im Land allmählich zuspitzenden Kämpfe schienen noch fern, Giuseppe hielt sich zurück und beteiligte sich vorerst nicht. Ihre freie Zeit verbrachten sie gemeinsam mit Erkundungen der Stadt und bezahlbaren, kleinen Vergnügungen oder auch kleineren Touren in die ländliche Umgebung Montevideos. Öfters schlich José sich aber auch davon, und setzte sich stundenlang an den Kai beim Hafen, wo er die Schiffe beobachtete und Zeitungen und Bücher las und las und las. Oder er traf Freunde. Er trat den Freimaurern „*Les amis de la Patrie*“ bei und sollte für sein ganzes Leben in diversen Logen aktiv bleiben, vor allem dann in Italien. Als bald kamen die Hochzeit des Paares und die Taufe Menottis auf den Plan. Fürderhin schien das Leben der Familie einen moderaten und sanften Verlauf zu nehmen. Zugleich eilte Giuseppe jedoch sein Ruf als fähiger Seemann und exzellenter militärischer Strategie voraus. Es sollte sich bald erweisen, dass er dringend gebraucht wurde. Die Führung der Colorados rief ihn und Garibaldi, es konnte nicht anders sein, folgte dem gewichtigen Ruf ohne Zögern. *Garibaldi presente!*

*Für das in jeder Hinsicht leidenschaftliche, heutzutage manchmal mit „Marianna und Sandokan“<sup>5</sup> verglichene Paar, hatte mit der Ankunft in Montevideo im Juni 1841 eine neue Zeitrechnung begonnen. Hätten sie sich besser zurückhalten und ein Leben im geschützten Winkel der Familie führen sollen? Hätten sie die sprichwörtliche idyllische Geborgenheit eines zurückgezogenen, beschaulichen Lebens konsequenter aufsuchen sollen? Möglicherweise in einem anderen Land? Wir wissen es nicht, aber Vieles deutet darauf hin, dass sie nicht anders konnten, als beides zu leben: den Kampf und ihre Liebe, die Liebe und den Kampf. Eine Weile versuchten sie es ja, aber immer wieder hatten sie es, dort wo sie hinkamen, mit Widersachern zu tun, die ihre absolutistisch und diktatorisch zubeißenden Gebisse bleckten. Und immer wieder trafen sie auf Situationen, in denen die aufbrausende Empörung der Unterdrückten bereits in Kämpfe umgeschlagen war. Anita und Giuseppe waren beide nicht der Typ Mensch, der vor tyrannischer Willkür zurückscheut. Und sie brauchten sich nicht einmal aufzudrängen.*

**Eine Amazone als Frau und Mutter:** Montevideo war damals eine Stadt mit 42.000 überwiegend sehr jungen Einwohnern. Im Verlauf des verlustreichen Bürgerkriegs sollte sich die Einwohnerzahl schließlich auf 31.000 reduzieren. Zugleich verwandelte sich Uruguays Hauptstadt in einen Schmelztiegel der Einwanderung, unter ihnen mehr als fünftausend immigrierte „Italiener“, aber auch andere Europäer. In den Zeiten der Colorados prägte mehr und mehr ein lebendiger Kosmopolitismus das Leben in der Hauptstadt. Es lebten in jenen Zeiten deutlich mehr Fremde in Montevideo als authentische Uruguayer und Uruguayerinnen. Auf dem Land, in den Weiten der Pampas, wo General Oribe zusammen mit den ihm folgenden Großgrundbesitzern jahrelang das Sagen hatte, sah es freilich anders aus.

Nach der Ankunft kam die kleine Familie Garibaldi erst einmal für ein paar Wochen bei einem Freund namens Castellini, einem Anhänger des großen Mazzini, unter und ging schleunigst auf Wohnungssuche. Man fand schließlich in einem belebten Quartier der Stadt eine Wohnung, die angemessen schien und einigermaßen bezahlbar war. Etwas Geld war auch noch aus dem Verkauf des restlichen Viehs vorhanden, soweit es die harte Tour von São Gabriel nach Süden

---

<sup>5</sup> Eine dystopische Assoziation von Valeria Serra mit Bezug zur Verfilmung der Erzählungen von Emilio Salgari (vgl. Quellen, S.42 des Bändchens). Marianna ist Lady Guillonk, die „Perle von Labuan“ in Malaysia und Geliebte des Piraten Sandokan.

überstanden hatte. Ihr Wohnraum, innerhalb eines größeren Anwesens auf zwei Etagen verteilt, bestand aus zwei Zimmern und einer Küche, die sie zusammen mit Mitbewohnern benutzten, und einer kleinen Dachterrasse mit Blick zum Hafen. Die kleinen Fenster waren vergittert und gaben wenig Sicht auf den Innenhof und auf die Straße frei. In den Nachbarhäusern lebten durchweg Franzosen, Italiener und Argentinier.

**Domenico Menotti ist bereits fast ein Jahr alt, als Anita eines Tages am frühen Nachmittag das Haus mit ihm verlässt**, um – wie so oft in jenen Wochen, Monaten und schließlich Jahren in Montevideo - in den Stadtpark zu gehen. Das Wetter ist angenehm mild und sonnig. Während sie mit dem Kleinen auf dem Arm von ihrer Wohnung in der „Calle San Pedro-25 de Mayo“ zum *Giardino del Passeggio Publico* spaziert, denkt sie an den Vortag zurück und an die wieder einmal ohne den Mann im Bett verbrachte Nacht, denn ihr Giuseppe befindet sich schon seit einer ganzen Weile außerhalb Montevideos – bei den Soldaten der Colorados, im Kampf oder der Vorbereitung hierzu, woran sie nun nicht teilnimmt. Wieder einmal waren in der Wohnung die Kerzen verbraucht, die Licht spenden sollen, wenn es zu dämmern beginnt. Sie haben, sie hat nicht genug Geld, denn der Wehrsold von José, 250 Pesos, ist gering und sie selbst ist gerade Hausfrau ohne Vergütung. Es reicht kaum für das tägliche Essen und ein paar Kleider. Das Restgeld aus dem Viehverkauf ist längst aufgebraucht. Und irgendwelche gönnerhafte Zuwendungen oder Schenkungen, die von offizieller Seite angeboten werden, anzunehmen, das wäre vor allem ihm ein Graus und gegen die Ehre gewesen. Dem Paar war jegliche Form von Bestechlichkeit fremd. Ein solcher Eindruck sollte niemals aufkommen. Da zogen sie das Leben in nahezu franziskanischer Armut vor!

Anita denkt, während sie in Richtung Park weiterläuft, an ihre Hochzeit Wochen zuvor in der Kirche San Francisco, wo Tage danach auch Domenico Menotti getauft worden war. Beide Ereignisse waren, wie es dem Wunsch des Paares in solchen Dingen entsprach, eher intime Feiern in Anwesenheit nur weniger Freunde und Freundinnen sowie der Kirchenleute gewesen, des Pastors, den José mit einer silbernen Taschenuhr seines Vaters, die er immer bei sich führte, bezahlte. Was für ein Theater jedoch zuvor, was für ein bürokratisches Tohubawohu in der Zeit der Anbahnung, bis dies endlich möglich war, denkt sie, diese endlosen Formalitäten der Legitimierung ihrer Ehe: Petitionen, Dokumente, Unterschriften, Erlasse.

Und dennoch wird ihr warm ums Herz, denn sie ist nun endlich auch ganz offiziell die Gattin von Garibaldi und nicht mehr die Frau dieses Schusters aus Laguna, der, da er nicht mehr aufgetaucht war, für tot erklärt wurde und wohl auch verstorben war. Erst auf diese Weise war die Eheschließung legal, aber es sollte sich später in Italien noch zeigen, dass es da eine Person gab, die diese Legalität bei aller Liebe harsch in Frage stellte. Sie ist jetzt mit fast zwanzig Jahren endlich auch offiziell mit Giuseppe verbunden und manchmal denken sie beide daran, dass es schön wäre, noch mehr Kinder zu haben.

Es waren aufregende Tage und Festtage der so ganz anderen Art als in Rio Grande und Santa Catarina, all jene Kämpfe, die kleinen und großen Fluchten! Sie beschimpften mich daheim als böse Amazone, sinniert sie vor sich hin, nun bin ich Ehefrau und Mutter, dann müssten sie ja eigentlich zufrieden sein, die Feinde in ihrer Heimat und auch ein paar falsche Freunde, die mich nicht verstehen wollten, die mich verachteten, weil ich Kanonen bediente, mit Pistolen schoss, mit dem Lasso warf! Und, ach, dieser Neid, wenn sie meine Liebe und Leidenschaft für José und die Josés für mich spürten!

Sie beschleunigt ihren Schritt mit Menotti im Arm und läuft an der Confiserie mit den süßen Auslagen vorbei. Als sie schon weiter ist, geht sie noch einmal zurück und tritt ein, um ein paar Kekse zu kaufen. Sie zahlt und verlässt den Laden. In Gedanken versunken und während Menotti mit dem Köpfchen auf ihrer Schulter schläft, erreicht sie den Park. Sie spaziert ein Stück weit hinein und setzt sich auf eine dieser neuen Banken nahe dem Brunnen mit dem Wasserspiel. Herrlich, das Schäumen der Fontänen, das Zwitschern der Vögel, die Blumen, die Kletterpflanzen überall um sie herum, denkt sie heiter gestimmt. Und hier muss man nichts zahlen, man kann herumlaufen und sitzen, wann und wo man will, nur wenn die Tanzabende im Salon des Parks stattfinden, ist der abgesperrt und man kommt allenfalls mit einem Ticket hinein. Auch heute wird es einen Ball geben, weiß sie, der „Barbier von Sevilla“, aber da bin ich längst wieder zu Hause.

Irgendwann erwacht Menotti zappelnd und lächelt sie an. Wieder wird ihr warm ums Herz. Dann fängt der Kleine an, mit spitzem Mund zu motzen, denn er ist hungrig. Sie steckt ihm kleine Stücke von einem der weichen Kekse in den Mund und isst auch selbst eines. Er lächelt wieder, während er kaut, sie lächelt zurück, und dabei schießt es ihr plötzlich durch den Kopf, dass sie immer noch wenige Freunde und Freundinnen hier hat, obwohl sie doch schon ein Jahr in

Montevideo sind. Giuseppe hat's diesbezüglich leichter mit den vielen Sarden und Liguren, Franzosen und Basken, die es hier gibt, denkt sie, da reden sie in ihren Sprachen, ich kann fast nur Portugiesisch.

Sie setzt Menotti auf den Boden, der beginnt sofort zu krabbeln und versucht auch, sich aufzurichten. Anita schaut amüsiert zu. Immerhin, gibt sie sich innerlich zuversichtlich, kenne ich schon ein paar Nachbarsleute und zwei hochwohlmögende Bekanntschaften gibt es ja auch schon, Antonia Guelfi, die Frau des Orchesterdirektors des *Colosseo* genannten Komödienhauses, und – nicht zu vergessen - Frau Bernadina Fragoso de Rivera höchstpersönlich, die Gattin des Präsidenten, die First Lady Uruguays. Der Kontakt war zustande gekommen, als Garibaldi mit Rivera bei einem offiziellen Termin militärstrategische Gespräche führte, und die beiden Damen später hinzugebeten wurden. Ein zwei Mal hat sie die mildtätige und freundliche Bernadina, die gerne große Spendengalas organisiert, inzwischen schon besucht und sich mit ihr gut über die einfachen Dinge des Lebens unterhalten. Aber, grübelt sie weiter, mit den komischen Stadtfrauen hier in den feineren Vierteln, diesen eingebildeten Tanten aus den sogenannten besseren Kreisen der Gesellschaft – „José verzeih bitte!“ Er verzieh gewiss! -, mit diesen Salonfrauen, die nicht viel mehr im Kopf haben als das nächste Bridge-Treffen, die stets stolzieren statt normal zu gehen, mit denen habe ich nichts am Hut, das will ich auch gar nicht, krampft es fast trotzig in ihr auf...oder vielleicht doch? Aber, verflixt, wie soll ich mit denen sprechen! Ich komme vom Land und aus einem anderen Land und ich kann kaum lesen, kaum schreiben, ich muss lernen...Nachdenklich und irritiert nimmt sie Menotti wieder auf, es ist Zeit zurückzukehren.

Während von einer Ecke des Parks die Zaubermelodie eines allein aufspielenden Geigers erklingt, sie kennt das Lied aus ihrer Heimat: *Eu amo, oh, que desgraça ...*, schlägt sie für die Rückkehr wie ferngesteuert einen anderen Weg ein, als denjenigen, welchen sie gekommen ist. Der Weg führt nach ein paar Minuten an einer angesagten Cafeteria vorbei, die sie kennt. Fast mechanisch tritt sie ein und sucht die Tische vom Eingang her ab. Aber Garibaldi ist natürlich nicht da, sitzt nicht unter den Gästen. Wie denn auch, das hätte sie doch extrem überrascht, er ist ja nicht in der Stadt, sondern draußen und womöglich im Kampf! Schon seit Tagen hat sie keine Botschaft mehr von ihm erreicht, aber noch macht sie sich keine Sorgen, nur fehlt er ihr schlicht und einfach in diesen Tagen und Wochen.

Das Café ist das Labastide, wo José, wenn er nicht unterwegs ist, gerne sitzt und mit seinen Landsleuten plaudert, die sich hier häufig versammeln. Aber am liebsten, denkt sie, ist er doch dort, wo Wellen und Wogen toben, er braucht die Matrosen, die Segel, die Kanonen und Flinten um sich herum. Ja, das braucht er. Und ich, fragt sie sich träumend, während sie klein Menotti beim Hinausgehen sanft anblickt. Und ich, kleiner Mann? Ach, Du weißt noch nichts von meiner Unruhe. Gut so! Zu viel schon, wenn Du sie auch nur spürst!

Sie verlässt das Café und setzt ihren Weg nach Hause fort. Dort wird sie, jedenfalls legt sie sich den Tag so zurecht, die Wäsche machen und...Uniformen nähen. Ja, sie wird nähen, auch neuartige Uniformen, sie wird sich was einfallen lassen, eine andere Farbe der Hemden vielleicht. Sie wird nähen wie an anderen Tagen auch! Wie so viele helfende Frauen im Montevideo unter dem Fallbeil jener Zeiten, in diesem „neuen Troja“, wie Alexandre Dumas, der Schriftsteller, die Stadt damals genannt hat! *„Montevideo, tu es une nouvelle Troie.“*

„Ay, ay, Pepe, Du mein Mann, José, Du unser Pai, Papa, Du sturer Seebär! Ich will und werde auch wieder an Deiner Seite kämpfen! Zu Fuß, zu Pferd, an Bord von was auch immer: Briggs, Schoner, Korvetten. Ich will es so, es wird so kommen!“ Sie kann sich in diesen Momenten nicht vorstellen, dass Garibaldi, der in seiner Zeit in Europa schon auf sieben Schiffen gedient oder diese kommandiert hat, zumeist Briggs mit zwei Segeln, und dann in Brasilien auf noch weiteren Seglern, und der gerade jetzt wahrscheinlich wieder mit seinem Fernglas an Deck eines Marinekahns steht, während sie nur, aber immerhin, die gloriose Seiva bestiegen hat, noch lange nicht am Ende der Fahnenstange angelangt ist. Er würde, so will es Fortuna, noch viele frisch betakelte Ozeansegler und Flusskreuzer erklimmen – hier in Uruguay und auch nach Anitas bitterem Ende in der Ferne!

*Garibaldi war ausgelaugt gewesen, als sie in Montevideo ankamen. Und auch Anita war erschöpft gewesen. Da war auch ihrer beider Sorge um den kleinen Domenico. Hatte das Paar, sie, er, wirklich geglaubt, den kriegerischen Auseinandersetzungen entkommen zu können? Sie waren über die Lage in Uruguay recht gut im Bilde gewesen. Und ihr schon legendärer Ruf war ihnen vorausgeeilt, sie wurden wertgeschätzt. Viele immigrierte „Italiener“ waren bereit, an der Seite der Colorados für eine freie und unabhängige Nation zu kämpfen. Hätte Garibaldi sich entziehen können, sollen, wo er doch von höchsten Stellen gerufen wurde? Und Anita? Wäre ihnen eine „Arbeitsteilung“ in*

*modernem Sinne möglich gewesen? Eine adäquate Aufteilung zwischen Kampfaufträgen und familiärer Fürsorge? Am Ende nahmen die Dinge im Schönen wie im Schwierigen ihren Lauf. Wie wäre es gewesen, wenn sie ein Land des Friedens gewählt hätten, wo es doch kaum eines gab? Wir wissen es nicht.*

**Kinder, Küche, Kämpfe:** Die verbleibenden fünf Jahre in Uruguay verliefen parallel zu den Ereignissen im Land ruhiger und turbulent zugleich für die Familie Garibaldi. Es entwickelte sich eine dauerhafte Herausforderung im Wechsel zwischen der Teilnahme an militärischen Aktionen mit führender Rolle des Capitano Garibaldi und der Rolle von Señora Anita Garibaldi als werdende Mutter bei der baldigen Geburt des zweiten, des dritten und des vierten Kindes und der Betreuung der angewachsenen Kinderschar.

Giuseppe war nun als kommandierender Flusswächter auf dem Rio de la Plata und dem Rio Uruguay, mal erfolgreich, mal verlustreich, unterwegs. Er nahm Ende 1842 an der wichtigen Schlacht im wasserreichen Gebiet des Arroyo Grande teil, die gegen Oribe verloren ging. Die Belagerung Montevideos nahm daraufhin Fahrt auf. Und bei den Kämpfen in San Antonio del Salto an der Grenze zu Argentinien spielte Garibaldi Anfang 1846 eine entscheidende Rolle, wobei die Kavallerie der Liberalen den taktischen Sieg mit herben Verlusten in den eigenen Reihen bezahlen mussten. Erstmals hatte sich dabei die eilig aufgestellte italische Legion Uruguays in dunkelroten Hemden präsentiert, den später auch in Europa berühmten *Camicie Rosse*, wie die fünfhundertköpfige Truppe alsbald genannt wurde: Rothemden. Die uniforme Farbgebung war eine Idee Anitas gewesen, um die Legion im Kampf als Sondereinheit sichtbar zu machen und den Feind das Fürchten zu lehren.

Der ewig lange Belagerungsring um Montevideo schloss sich schließlich immer enger. Giuseppe Garibaldi bildete seine Leute aus und organisierte als beauftragter Stadtkommandant erfolgreich die Verteidigung gegen die ländlichen Kampfeinheiten des Blancos Oribe. Wieder einmal war Garibaldi von höchsten Stellen gerufen worden und übernahm Verantwortung an vorderster Front. „*Fare lo Schettino*“<sup>6</sup>, wie man in Italien heute sagen würde, also die Mücke machen, war die Sache Garibaldis nie und nimmer gewesen, war ihm

---

<sup>6</sup> Francesco Schettino war der verantwortliche Schiffsführer bei der Havarie der Costa Concordia bei der Insel Giglio in Italien (im Jahr 2012). Er verließ das sinkende Schiff unverantwortlich schnell.

wesensfremd, es sei denn manchmal vielleicht bei den häuslichen Angelegenheiten der Familie.

Montevideo ergab sich nicht und fiel nicht, was auch dem Umstand geschuldet war, dass die englische und französische Marine eine Seeblockade der Stadt immer zu verhindern wusste. Die Colorado-Regierung hatte jedoch über weite Strecken die Kontrolle über die ländlichen Gebiete Uruguays verloren. Die finale frohe Botschaft von der Einheit und Unabhängigkeit der nationalen Republik Uruguay im Jahre 1851, wozu Garibaldi an der Seite von Italienern und, Einheimischen, aber auch Brasilianern, Spaniern, Engländern und Franzosen einen erheblichen Beitrag geleistet und Anita ihm dabei mit nervöser Hingabe den Rücken freigehalten hatte, sollte der ewige Seefahrer erst in seinem zweiten Exil fort von Italien und als einsamer Witmann erreichen, irgendwo zwischen New York und Lima.

Der Nizzaner trat mit seinem Engagement in Uruguay ein Stück weit in die Fußstapfen des legendären José Artigas, des uruguayischen Nationalhelden und Kämpfers für die Unabhängigkeit, der damals allerdings schon seit Jahren hilflos im paraguayischen Zwangsexil schmorte und auch dort verstarb. Zugleich verweist Garibaldis entschiedener und unentwegter Einsatz für eine bessere Welt in Südamerika im Nachhinein auf das Bild eines *Che Guevara des 19. Jahrhunderts*. Und in der Tat gibt es viele Parallelen zwischen den beiden wirkmächtigen Protagonisten der Unabhängigkeit, wenngleich der eine nur auf die Hälfte der Lebenszeit des anderen kam.

Noch in Montevideo kam 1843 nach Domenico Menotti Anitas zweites Kind Rosita zur Welt, während Giuseppe damals vor allem am Río Paraná im Einsatz war. Rositas Kleeblatt hatte jedoch kaum Blätter. Sie starb mit noch nicht einmal zwei Jahren an Diphtherie, als auch schon Teresita unterwegs war, die im November 1845 zur Welt kam, als Giuseppe vor allem am Rio Uruguay, dem Grenzfluss zu Argentinien, gefordert war. Giuseppe war besorgt wegen des Gemütszustands von Anita und rief sie zu sich, zu seinem Standort des gerade siegreichen Kampfes gegen die Truppen Oribe. Von Trauer umfungen reiste sie zusammen mit den beiden verbliebenen Kindern per Schiff ins ferne Salto, der gerade noch umkämpften Stadt im Nordwesten Uruguays. Die Lage hatte sich beruhigt. Für eine Weile bewohnten die Garibaldis dort ein schlichtes Häuschen. Anita konnte in der ländlichen Umgebung endlich wieder mit Pferden hantieren,

viel reiten und half bei Garibaldi's Legion, die in der Schlacht Verletzten und Kranken zu versorgen. Oder Anita gab für einige Männer der Legion, die sich im Siegestaumel in einheimische Frauen verliebt hatten und heirateten, die Trauzeugin. Aber damit noch nicht genug, ging es Monate später zurück in die Hauptstadt, denn Anita war wieder schwanger. Im Februar 1847 kam Söhnchen Ricciotti zur Welt, als der Papa sich, aufgestiegen zum Kommandanten der Marine – *Generale Comandante Supremo* – erneut der Belagerung Montevideos mit aller Macht entgegenstellte.

Innerhalb von sieben Jahren war die Familie nun also fünfköpfig. Die Familie war nun fünfköpfig. Als sie schließlich im Januar 1848 Uruguay in Richtung Europa verließ, waren Menotti acht, Teresita drei und Ricciotti knapp ein Jahr alt. Rosita, dort beerdigt, war in Montevideo zurückgeblieben, was vor allem Anita bleibende Schmerzen bereitete, die sich tief in ihr Herz eingruben.

Anita Garibaldi umsorgte während jener Jahre in Uruguay die Kinder, versah den Alltag unter den Bedingungen immer wieder aufkeimender Knappheit, wartete auf Nachrichten von den jeweiligen Fronten und hatte überdies mit ihrer wachsenden Eifersucht zu kämpfen. Eines Tages, als Giuseppe mal wieder zu Hause vorbeischaute, verlor sie arg verkatert im Glück die Fassung und zeigte ihm zwei Pistolen vor, verbunden mit der Aufforderung, mit der einen seine Geliebte, mit der anderen sich selbst zu erschießen. Garibaldi aber war treu, „*fidele, ma non troppo*“, wie manchmal in den Reihen seiner Beobachter gespöttelt wurde: „treu, aber nicht zu sehr.“ Er zog mehr als beschäftigt im Modus des Kampfes durch halb Uruguay, hatte also anderes zu tun. Es gelang ihm, seine Frau zu beschwichtigen. Der Familienfrieden blieb gewahrt. Ein weiteres Mal bat sie ihn eher humorvoll, sich doch bitte seine langen Haare abschnippeln zu lassen, damit er auf die Frauen nicht so attraktiv wirke. Beide brachen sie in Gelächter aus, aber ihr war es durchaus mulmig.

Immer wieder war und ist das familiäre Glück lebbar in einer Nähe, Gemeinsamkeit und auch Freude, aber die Nerven liegen nicht selten blank. Wie sollte das alles weitergehen, dieser Konflikt zwischen Kinder, Küche und Kampf?! Eine solch eindeutige Teilung der Aufgaben entsprach weder den Intentionen der resoluten Anita, noch konnte Giuseppe damit eigentlich zufrieden sein. Hinzu kam, dass sich bei Garibaldi allmählich auch Zweifel hinsichtlich des Verbleibs in der Wahlheimat Uruguay einstellten, die genährt wurden von der

Propaganda einiger Lokalrivalen, die Giuseppe Kampfstrategie in der Öffentlichkeit in Frage stellten. Und seit man ihm hohe militärische Führungsfunktionen übertragen hatte, bekam er als „Ausländer“ immer häufiger auch Gegenwind in der Presse und man verspottete ihn trotz seiner Verdienste als „einfachen Söldner“. Was sollten und wollten sie also noch in Uruguay, inmitten dieser zähen Rivalität zwischen Rivera und Oribe, zumal wenn die geliebte Heimat im Aufbruch ist? Wurden sie, wurde er dort nicht viel dringlicher gebraucht? Bin ich hier in Uruguay noch am richtigen Platz? So hat Giuseppe Garibaldi mit der Zeit in Montevideo enttäuscht und sehnsüchtig zugleich gedacht und dann die Konsequenzen gezogen.

In jener Situation der Zweifel und der Verunsicherung, in der sich die Dinge aber in Italien zu drehen begonnen hatten, schrieb Garibaldi, der spürte, dass er in der Heimat gebraucht werden könnte, denn auch einen offiziellen Brief an Papst Pius IX. in Rom. Der immer schon anti-klerikal gläubige Nizzaner bot just diesem Papst an, ihn dabei zu unterstützen, die lästigen und ätzenden Habsburger aus dem Norden Italiens zu verjagen. Kurze Zeit später erließ dieser sich für eine Weile liberal gebende Regent des Kirchenstaats eine Amnestie, die es den Exilierten und Geflohenen ermöglichte, zurückzukehren und ohne Verfolgung in ihrer Heimat zu leben. Es ist eine Amnestie, die König Carlo Alberto von Sardinien-Piemont nicht komplett konsentiert. Er hebt die Verurteilung nicht auf, nimmt den Erlass des Papstes aber hin. Auch Garibaldi muss nach so vielen Jahren nun nicht mehr mit dem Vollzug des Urteils gegen sich rechnen, davon geht er jedenfalls aus, die Verhältnisse auf der Halbinsel hatten sich etwas gedreht. In der Gemeinde in Montevideo wurde daraufhin eilig Geld gesammelt, um denen, die dies wünschten, die Rückkehr nach Sardinien, Ligurien, Piemont und in andere Regionen des „Stiefels“ zu ermöglichen. Die Garibaldi sind mit dabei. Und als der Papst in späteren Jahren wieder zu seiner altgewohnten kirchenstaatlichen Sturbockigkeit zurückkehrte, gab Giuseppe einem seiner Esel vom Landsitz auf der sardischen Insel Caprera, wo er sich in seinen letzten Jahren niederließ, den päpstlichen Namen: *Pionono*. Pius der Neunte. Hallelujah!

Anita jedoch befindet sich Anfang 1848, als die Amnestie bekannt wird, erst einmal in einem starken Zwiespalt. Einerseits hat sie ein tiefes Verständnis für die Sehnsucht ihres Mannes, in sein Land zurückzukehren und dort an den neu aufflackernden Kämpfen des Risorgimento teilzunehmen. Auch sie würde

eigentlich liebend gerne wieder in den Kampf ziehen und Giuseppe in bewährter Manier unterstützen und an seiner Seite brillieren. Andererseits sind da die noch jungen Kinder, Ricciotti ist gerade erst geboren. Und sich von Rositas Grab zu trennen, erscheint ihr schier ein Ding der Unmöglichkeit. Schließlich lässt sie sich überzeugen, vielleicht auch nur überreden. In Nizza ist Anitas vierund-siebzigjährige Schwiegermutter bereits instruiert. Als sie nacheinander dort ankommen, ist Anita schon sechsundzwanzig und Giuseppe gerade erst vierzig. Giuseppe's Mutter, eine gestrenge Katholikin, wartet gespannt.

Die drei Kinder, die Anita alsbald mit aufs Schiff mit Kurs auf Genua und Nizza nahm, kamen im späteren Leben allesamt auf ein Alter, das ins neue Jahrhundert hineinreichte. Ricciotti, der Junior, sah sogar noch den Ersten Weltkrieg vorüberziehen. Und sie selbst wurde noch ein fünftes Mal schwanger. Das war im Jahr 1849 im um seine Einheit und Unabhängigkeit ringenden Italien, ihrer baldigen neuen Heimat. Menotti, Teresa und Ricciotti traten später als Erwachsene alle drei in die Fußstapfen ihrer Eltern und wurden in der finalen Phase des *Risorgimento* überzeugte Garibaldinis. Ihre in Nizza fortgesetzte Kindheit sollten sie fatalerweise jedoch ohne ihre geliebte Mutter beenden müssen, deren neue Stationen des Lebens wie im Rausch von Nizza aus Rieti und Rom sein werden. Zunächst aber gilt es, erst einmal den Atlantik zu durchqueren. Noch steht sie mit beiden Füßen fest auf ihrem südamerikanischen Kontinent.

**Es ist Anitas letzter Tag in Uruguay.** Sie wird, so ist es ausgemacht, ihrem Mann vorausreisen und seine *Ambasciatrice*, seine Botschafterin, in Italien sein - die Frau, die frohe Kunde bringt, dass Giuseppe Garibaldi, die lebende Legende, mit seinen Rothemden bald ebenfalls aufkreuzen wird, um die Geschicke auch in der Heimat zum Besseren zu lenken. Der benötigt noch ein paar Wochen in Montevideo, um letztlich ein paar Dutzend Kampfeswillige um sich zu scharen, die ihn auf der sardischen Fregatte *Bifronte*, die nach der Ankunft in Montevideo in *Speranza* umgetauft wurde, mit Zielort Nizza begleiten werden. Zudem will er sich korrekt und mit den zu erwartenden militärischen Ehrungen verabschieden, wenngleich er sich für derartige Dinge nicht sonderlich begeistern kann. Nachfolger seiner italischen Legion in Uruguay wird sein bewährter Landsmann und Mitstreiter Antonio Susini sein. Der muss dann noch etliche Kämpfe ausfechten, bis Uruguay endlich befreit ist. Montevideo wird standhalten.

Anita hat alles gut vorbereitet: die Aufgabe der Wohnung, die Tickets für vier Personen, die Bezahlung der letzten Rechnungen, die zu begleichen sind, die wenigen Sachen, die sie für sich und die Kinder mitnimmt. Trotzdem kommt da Einiges zusammen, sie braucht Hilfe. Noch einmal ist sie am Vortag der Abreise zum Friedhof gegangen. Rosita! Aber dann geht alles ganz schnell. Sie stapft am Abfahrtstag zum Sammelpunkt an der Mole, wo schon die anderen Mitreisenden warten, zumeist Landsleute von Giuseppe. Man hilft ihr, die Kinder auf das festgezurte Schiff zu hieven. Alle gehen sie an Bord des Seglers, der bereits den Anker lichtet. Noch einmal schaut sie voller Wehmut über den Hafen und die ruhig daliegende Stadt. Rosita, meine Kleine! Ich muss gehen, aber ich möchte bleiben. Erneut ist sie vom Schmerz überwältigt. Sie verstaut das Gepäck an Bord, während Menotti und Teresita an Bord herumtollen und ihren Spaß an der Freude auf dem rutschigen Boden des leicht schwankenden Schiffs haben. Ricciotti seinerseits schläft den Schlaf des Gerechten.

Anita setzt sich auf einen freien Balken an Deck und versucht die Gedanken, die auf sie einströmen, zu sortieren: Es wird eine sehr lange und gewiss auch ermüdende Überfahrt werden, aber sie wird Genua erreichen, ist sie sich gewiss, und dann mit dem Dampfschiff nach Nizza weitertuckern, wo *la mamma di Giuseppe* sie empfangen wird: Maria Rosa Nicoletta Raimondi. Pepe, nennen wir den Nizzaner jetzt so, hatte ihr viel von ihr erzählt. Wieder wird eine neue Zeitrechnung beginnen, denkt sie. Wie werde ich mit Maria Rosa auskommen, fragt Anita sich leicht angespannt. Und wie verrückt ist es denn, dass ich Pepes Mutter zuerst umarmen werde, wo diese doch sehnlichst auf ihren Sohn wartet, der so lange so weit weg war. Dreizehn lange Jahre hat Maria Rosa, die jetzt über siebzig ist, ihn nicht gesehen, nur seine gelegentlichen Briefe gelesen, sie sorgfältig und immer wieder besorgt studiert. Nun, bald wird sie auch ihn in die Arme schließen können, legt sie sich die Dinge zurecht, während das Schiff ablegt.

Plötzlich huscht ein freudiges Lächeln über Anitas von Sonne des Tages angestrahltes Gesicht, während sie, die Kinder im Blick, so dasitzt. Ich werde Pepe in Nizza bei seiner Ankunft überraschen, hat sie sich vorgenommen und auch entsprechende Vorbereitungen getroffen. Es wird ein begeisternder Moment sein. Ich werde ihm beim Empfang im Hafen mit einer Fahne entgegenlaufen. Die Trikolore, die *Bandiera d'Italia*, die man vor Ort schon zu schwenken gewohnt ist, wiewohl die Einheit des Landes noch fehlt, werde ich

unter dem Jubel der am Kai Wartenden um seinen Körper legen. Es wird eine ganz besondere Fahne sein, freut sie sich wie ein Kind. Es wird ein intimes Unikat der Liebe sein. Im Gepäck hat sie nämlich Nähzeug und drei einfarbige Kleider aus ihrem eigenen Bestand, das eine in Grün, das andere in Weiß und das dritte in Rot. Ich werde auf der Reise schneiden, nähen, säumen, glätten. Ich muss fertig werden! Unbedingt!

Schiff ahoi, die Segel gebläht, volle Fahrt voraus, wenngleich auch nur mit fünf sechs Knoten pro Stunde! Jetzt sind sie schon draußen auf dem offenen Meer. Anita schaut noch einmal zurück. Im feinen Glitzerdunst des südlichen Frühjahrs verschwindet langsam aber sicher das Uferpanorama der Stadt. Lateinamerika ist passé, sie sollte den Kontinent niemals mehr betreten.

Gegen Ende ihrer achtwöchigen Fahrt auf dem Atlantik, die ohne Begegnung mit größeren Stürmen verläuft, öffnet sich vor ihr eine Meerenge, die geradewegs ins Mittelmeer führt. Es ist die Straße von Gibraltar. Gerade erst hatte das Schiff die Azoren nördlich liegen gelassen, die Inselheimat von Anitas Großeltern. Ein zwei Tage später geht es an Sardinien und Korsika vorbei, und das Schiff biegt in den Golf von Genua im Ligurischen Meer ein. Von Deck erblickt sie wenige Stunden später im klaren Licht des Apriltages die Silhouette der Stadt, den großen Hafen und das bergige Hinterland, wo die südlichen Alpen in den nördlichen Apennin übergehen. Zum ersten Mal Europa, zum ersten Mal Italien, die Heimat Giuseppees. Anita ist gerührt. Morgen werde ich in Nizza ankommen, der Endstation, denkt sie, und dann macht sie sich mit den Kindern bereit, das Schiff zu verlassen, das gerade anlegt. Das mühselige Warten hat ein Ende.

*Woraus nährte sich die Eifersucht Anitas während der Jahre in Uruguay? War sie eifersüchtig auf Frauen, mit denen José, nicht gerade ein Gigolo, aber vielfach von Frauen umschwärmt, flirtete oder auch nicht? Vor allem solche aus der gehobenen Schicht. Wohl wahr, mag sein. Litt sie zudem darunter, dass er entschlossen in den Kampf zog, was ihr in ihrer Mutterrolle weitgehend verwehrt war? Hielt sie diese Arbeitsteilung nur schwer aus? Gut möglich, aber sie konnte auch geduldig sein. War die jugendliche Anita in ihrer schier bedingungslosen Liebe in eine Abhängigkeitsbeziehung geraten? Und er, ein Mann, der hart und autoritär sein konnte – manchmal auch zu seiner Frau<sup>7</sup>? Wie erlebte sie José in*

---

<sup>7</sup> So sieht es jedenfalls die Urenkelin Annita Garibaldi im Nachhinein in einem Interview mit dem Journalisten Federico Guiglia vom 8. Juli 2007

*Gesellschaft und im unmittelbaren Kontakt? Viel miteinander reden war naturgemäß nicht das Ding der beiden Tatenmenschen, schon allein die sprachliche Ausdrucksfähigkeit ließ dies, von Gestik, Mimik und Gebärden abgesehen, nicht zu.*

*Auch er, nicht nur sie, zeigte große Liebesleidenschaft und zeichnete sich durch tatkräftige Sorgsamkeit für die Familie aus. Der Sound der ersten Verliebtheit des Paares war über die Jahre keineswegs verklungen, er war in einen neuen Melodienreigen der schönen Vertrautheit übergegangen. Die Liebe des Paares triangulierte sich über das gemeinsame Freiheitsideal und auch die Kinder. So schien sie haltbar, erneuerbar. Und da war - plötzlich für Anita ganz nahe - noch eine andere Frau in Garibaldis Leben: La Mamma, die der Sohn später in Gedichtversen ehren und der er als „Engel, der für ihn auf Knien betete“, huldigen sollte. In Nizza, bei der Ankunft Anitas, sahen sich beide Frauen zum ersten Mal in die Augen.*

## Im alten Europa – Italische Gefechte

Stringiànci a coòrte,  
Siam pronti alla morte.  
Siam pronti alla morte,  
L'Italia chiamò! Sì!<sup>8</sup>

So heißt es im „Canto der Italiener“, den Gottfredo Mameli, ein Dichter aus Genua, in Worte gefasst und der Komponist Michele Navarro, ebenfalls Genueser, wenige Monate vor der Ankunft der Garibaldi in Italien vertont hatte. Viele tausende Aufständische hatten das kämpferische Lied bei der ersten Aufführung in Oregina, einem heute historischen Stadtteil von Genua und unweit vom Hafen gelegen, bereits begeistert gehört und waren somit auf das Kommende gut eingestimmt. Das Lied wurde - neben Verdis „Va, pensiero“ - die weit verbreitete Hymne des Risorgimento.

Erinnern wir uns! Giuseppe Garibaldi, Jahrgang 1807, war in eine Zeit hineingeboren worden, als die Französische Revolution, massiv nachwirkend, bereits drei Jahrzehnte und der Einmarsch der napoleonischen Truppen in Italien ein Jahrzehnt zurücklag. Der Bonapartismus der ersten Stunde hatte sich in ganz Europa ausgebreitet. Napoleon Bonaparte hatte die nördlichen Provinzen Italiens überfallen, das Königreich Sardinien-Piemont besiegt, die Lombardei, Ligurien und Venetien besetzt und war mit seinen Truppen bis zum Kirchenstaat in Rom vorgedrungen. Im Jahr der Geburt Garibaldi war Kaiser Napoleon I., eben jener Bonaparte, mit seinen Truppen in Preußen militärisch aktiv und führte Krieg mit Österreich. Und Garibaldi war noch ein Vorschulkind gewesen, als Napoleon mit seinen Truppen gedemütigt aus Russland zurückkehrte und danach in der Völkerschlacht bei Leipzig final geschlagen wurde - trotz militärischer Unterstützung auch aus Italien. Schließlich starb Napoleon entmachteter im Strafexil auf der Vulkaninsel Sankt Helena im Südatlantik. In dessen Todesjahr kam Ana Maria da Silva im fernen Brasilien auf die Welt und Giuseppe Garibaldi war damals ein junger Mann im Alter von vierzehn Jahren und übte sich an der Riviera beziehungsweise auf dem nördlichen Mittelmeer

---

<sup>8</sup> Lasst uns die Reihen schließen, wir sind bereit zum Tod. Wir sind bereit zu sterben, Italien hat gerufen! Jawohl!

zwischen Nizza, Genua und Sardinien schon einmal im Seefahren, dem Metier seines Vaters, einem Küstenschiffer und Fischer.

Etwa in der Mitte jener Spanne zwischen Giuseppees und Anitas Geburt, also zwischen 1807 und 1821, wurde Europa auf dem Wiener Kongress 1814/15 unter der Führung des konservativen Österreichers Metternich, seines Zeichens Außenminister, neu geordnet. Von dieser Restauration war auch Italien stark betroffen und die Einigung des Landes, die Napoleon noch mit eigenen Interessen hatte vorantreiben wollen, war für ein halbes Jahrhundert erst einmal ausgebremst. Italien blieb, obzwar partiell in geänderter innerer Zuordnung der Provinzen oder Städte, zersplittert und bis hinunter nach Sizilien in regionale Königreiche, Herzogtümer und Grafschaften aufgeteilt, der Kirchenstaat in Rom und Latium als ein besonderer Fall inbegriffen. 1815 gilt eben deshalb mit ersten Protesten im Norden zugleich als das Geburtsjahr des Risorgimento, des Widerstands in Italien gegen die restaurativen und reaktionären Kräfte, eines kampfreichen Widerstands der Rothemden, dem Garibaldi letztendlich die Hälfte seines Lebens gewidmet hat.

Seinen Markstein der Kampfaufnahme für die Idee eines republikanisch-demokratischen Nationalstaats, wie sie sein feinsinniger Zeitgenosse Giuseppe Mazzini, ebenfalls ein Freiheitskämpfer, propagierte, bildet die Teilnahme am Aufstand in Piemont, als Garibaldi ein junger Mann im Alter von vierundzwanzig Jahre alt gewesen war. Der kurzlebige Aufstand war damals gescheitert, und Garibaldi war wegen Aufstachelung der Bevölkerung in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden. Auf seiner Flucht entlang der Côte d'Azur hatte er Marseille erreicht und sich übers Meer ins Exil nach Brasilien abgesetzt. Auch dort und später in Uruguay sollte er trotz vielfach beeinträchtigter Nachrichtenlage die Entwicklungen in seiner Heimat nie ganz aus den Augen verlieren.

Als er nun viele Jahre später, im Frühjahr 1848, drei Monate nach seiner Frau und den Kindern in Italien eintraf, befand sich halb Europa bereits im Aufruhr gegen das „System Metternich“ der konservativen Neuordnung Europas. Die revolutionären Bewegungen im Sinne der Aufklärung und des mit demokratischen und auch frühsozialistischen Ideen verbundenen Aufbruchs entfalteten sich in den Nationen Europas vor allem in Frankreich, Deutschland, Ungarn, Polen und – nicht zuletzt – auf der Halbinsel Italien, wo in Piemont-Sardinien gerade das Zepter von König Carlo Alberto auf dessen Sohn König Vittorio

Emanuele II. überging. Dessen wichtigster Berater wurde Graf Camillo Benso von Cavour. Beide Männer spielten im Risorgimento dann eine führende Rolle. Die Garibaldis waren, so gesehen, im richtigen Moment, angekommen: in einer intensivierten Phase der Aufstände. Anita hatte noch gut ein Jahr Zeit, sich zu beteiligen und zu engagieren, Giuseppe hingegen blieben noch viele Jahre hierfür.

Am Ende des Risorgimento, 1870, wird sich die so genannte Cavour-Lösung gegenüber der Garibaldi-Lösung durchgesetzt haben: Einigung „von oben“ versus Befreiung „von unten“. Der weltweite Ruhm des Risorgimento jedoch sollte bis in unsere heutigen Tage den Namen Garibaldi tragen. Den Namen beider Garibaldis. Ideengeschichtlich lassen sich viele Parallelen zu den auf dem Hambacher Fest von 1832 manifestierten Freiheits- und Einigungsbestrebungen sowie zur Badischen Revolution der Jahre 1870/71 in Deutschland ausmachen. 1870, also gut zwanzig Jahre nach Anitas Tod kämpfte Garibaldi in den Vogesen auf der Seite der Franzosen gegen die Preußen, begleitet von seinen erwachsenen Söhnen Menotti und Riciotti.

Die Grafschaft Nizza, die im Laufe ihrer Geschichte immer wieder changierenden Herrschaftsansprüchen ausgesetzt war, das französische Nice, das römische Nikaia, hatte in den Wirren und Bedrängnissen der napoleonischen Epoche und der späteren Kämpfe um die Unabhängigkeit Italiens einen mehrmaligen Wechsel der administrativen Hoheit erfahren. Garibaldi, in Nice geboren, war während seiner Kindheit in dieser seiner Stadt aufgewachsen, als sie streng französisch administriert war. Als Anita und Giuseppe 1848 kurz nacheinander in Nizza ankamen, gehörte die Stadt schon seit vielen Jahren zum südwestlichen Zipfel des Königreichs Piemont-Sardinien, von wo aus sich, den ganzen „Stiefel“ und die dazugehörigen Inseln erfassend, letztlich der integrierte Nationalstaat Italien als unabhängiges und geeintes Gebilde entwickeln sollte. Aus Nizza aber wurde 1860 per Plebiszit seiner Bürgerinnen und Bürger erneut Nice und sollte fortan eine französische Stadt bleiben.

Den Hafen Nizzas im Bassin Lympia, wo heute ultramoderne und superteure Yachten ankern, erreicht man von der zentral gelegenen Place Garibaldi auch heute noch in wenigen Minuten zu Fuß. Nur hieß der Platz damals noch eine ganze Weile Place Napoléon. Als im April 1848 das Schiff mit Anita und den drei Kindern sowie Angehörigen der Legionäre aus Montevideo in den berühmten

Hafen einlief, war dieser gerade einhundert Jahre alt und immer schon Umschlagsplatz für den Handel per Schiff oder auch für militärische Zwecke gewesen. Über die Jahre machten damals auch zunehmend vermögende Europäer auf Erholungssuche dem Hafen und der malerischen Stadt am Fuß der Alpen ihre Aufwartung. Andererseits starteten von dort mit ihren Booten oder Schiffen seit jeher Weltenbummler und illustre Abenteurer, unter ihnen Giuseppe, „der kühne Speer“, als der noch ein sehr junger Mann war. Gar nicht so unähnlich der Hafenstadt Montevideo war Nizza in jenen Zeiten ein äußerst beliebter und belebter multikultureller Schmelztiegel, in dem gut vierzigtausend Menschen lebten, die Besucherschaft aus der Fremde nicht mitgezählt.

**Im Haus an der Mole:** Anita befindet sich jetzt gerade einmal seit gut drei Monaten in der Heimatstadt Pepes. In Nizza. Es ist ein heißer Sommertag am Mittag, als sie auf den Balkon des Hauses ihrer Schwiegermutter Maria Rosa tritt. Vor ihr entfaltet sich das Panorama des Bassins, die Mole, das geschäftige Treiben der Menschen am Hafen, die Boote, die Schiffe, die riesigen Netze. Ricciotti schläft, Tita und Menotti spielen mit der Oma, die sich liebevoll um die Kinder bemüht. Ich werde mir eine ausgiebige Ruhepause gönnen können, denkt Anita. Gut gelaunt legt sie den Stapel älterer und neuer Zeitungen, den sie auf dem Arm hat, auf ein Tischchen, stellt ihre Tasse mit dem Kaffee dazu und nimmt auf dem bequemen Sessel Platz, der bereit steht. Sie muss wohl eine Weile eingenickt sein. Als sie vom Pfeifen einer Schiffssirene geweckt wird, hat sie für Sekunden vergessen, wo sie sich befindet. Versonnen schaut sie sodann zum großen Wasser hinüber, und während die großen Möwen dort gierig nach Fischlein kreischen, lässt sie die Ereignisse der letzten Wochen revue passieren. Bin ich Möwe oder Fischlein, fragt sie sich und starrt für eine Weile sardonisch ins Leere, ohne eine Antwort zu finden. Schließlich stellt sie sich unter Kichern ein hybrides Tiergebilde vor, das sie gerne mal zeichnen würde, wenn sie diese Fähigkeit hätte: einen weißen Vogel mit Fischkopf und Schwanzflossen.

Das Brimbamborium um, wie wir ihn jetzt nennen wollen, Peppe, der vor einer Woche angekommen war, ist durchaus nach meinem Geschmack gewesen, gesteht sie sich ein. War sie zuvor bei ihrer eigenen Ankunft schon erstaunt gewesen, wie viele Menschen ihr, der Signora Garibaldi, und den Kindern, den Bambini des Paares, enthusiastisch zugejubelt hatten, so hatte es beim Einlaufen des Schiffs von Garibaldi selbst und seinen Mannen kein Halten mehr gegeben. Scharen von Nizzaern und aus der Umgebung Angereiste, mehrere tausend,

hatten sich am Hafen eingefunden und begrüßten die Truppe mit Tschingderassabum und Rambazamba. Trommelwirbel hallten übers Ufer, partisanisch anmutende Freiheitslieder wurden mal geschmettert, mal andächtig intoniert. Beifall rauschte auf, als man ihn, wie immer langer Bart, lange Haare, der Poncho und auf dem Kopf das schwarze Barett, noch an Bord weilend, erkannte. Anita denkt immer noch ergriffen daran, wie sie Peppe mit einer Barke entgegenfuhr und ihn dann zur Begrüßung stolz mit der Fahne umhüllte, wie sie es sich vorgenommen hatte, mit jener Fahne, die sie bereits fertiggestellt hatte, als sie noch zwischen den Kanaren und Kapverden durchs Wasser rauschten. Lächelnd erinnert sie sich, wie er sie – ganz wie damals, beim ersten Mal in Laguna - erblickte und anblickte, um sie dann fest in seine Arme zu schließen und inniglich zu Herzen. Diese seinen kastanienbraunen Augen.

Es war ein Wiedersehen in aller Öffentlichkeit gewesen, eine Wiederbegegnung der tiefen Liebe, ein Moment großer und erregter Freude, der sie alle erfasst hatte. Giuseppe hatte die Überfahrt sichtlich gut überstanden. Auch seinen Leuten ging es gut. Maria Rosa hatte am Ufer zunächst ein paar Meter weiter hinten mit den Kindern gewartet, dann lag auch sie in den Armen Giuseppe's, der schließlich auch die Kinder zärtlich begrüßte. So lange, verdammt lange, hatte Maria Rosa ihn nicht mehr gesehen. Es waren Tränen der Rührung geflossen. Es waren Momente großer Getragenheit und Sanftheit. Giuseppe's Vater, daran muss Anita jetzt auch denken, hat die Freude jedoch nicht teilen können, denn der war bereits sieben Jahre zuvor gestorben. Vater und Sohn haben sich nicht mehr wieder gesehen, denkt Anita und sogleich ist sie mit ihren Gedanken auch in Santa Catarina, ihrer Heimat: auch mein armer Vater ist längst tot, wie mag es Mutter in Laguna gehen. Wie mag es ihr und meinen Schwestern gehen, ich habe schon ewig nichts mehr von ihnen gehört. Ob *Mamãe* noch lebt nach all den harten Jahren? Warum nicht, hofft sie, jetzt ist sie sechzig! Wir Frauen sind zäh und werden alt.

Anita rückt ihren Stuhl etwas weiter in den Schatten, es ist sehr heiß geworden in der Mittagssonne. Noch schweifen ihre Gedanken weiter umher und, obwohl neugierig auf Neuigkeiten, drückt sie sich irgendwie davor, die bereit liegenden Zeitungen zu studieren, die Titel der ersten Seiten zu dechiffrieren. Sie will ja die Zeit hier in Nizza nutzen, um endlich lesen und schreiben zu lernen. Sie wird, so hat sie es sich vorgenommen und auch schon Tag für Tag praktiziert, versuchen, die Sätze auf Italienisch und Französisch geduldig zu enträtseln, wenigstens die

Schlagzeilen. Eine ganze Reihe von Worten und Ausdrücken hat sie schon aufgeklaut. Und so arg weit ist das Italienische vom Brasilianischen oder Spanischen ja nicht entfernt, wie sie immer wieder feststellt, alles romanischen Ursprungs. Wenigstens beim geschriebenen Wort ist dies so, was die Aussprache angeht, ist das für sie schon ein schwierigeres Ding. Dieses Tempo der Wortkaskaden! Später wird sie sich von Maria Rosa mit Gesten und weiteren Worten erläutern lassen, was sie nicht versteht, aber ihr Interesse geweckt hat. Natürlich vor allem Nachrichten über Giuseppe und zur Lage in Italien. Und sie ist sich sicher, sie wird schon noch jemanden auftreiben hier in der Stadt, der mit ihr Brasilianisch parliert. *Saudades do meu brasileiro!*

So schön wie die Wiederbegegnung mit Giuseppe verlaufen war, so schnell waren die ersten Tage nach dessen Ankunft vergangen. Es hatte sich schnell herausgestellt, dass Garibaldi hier in seiner geliebten Heimat von Anfang an und noch für sehr lange Zeit ein Getriebener sein würde, den man nicht lange antreiben musste, einer, der sich, wie es seiner Art entsprach, schnell wieder dazu bereitfand, sein Schicksal, die Herausforderungen, anzunehmen und somit die Geschicke seines drangsalierten Landes, das er sich als Einheit vorstellte, mit vereinten Kräften zu lenken. Schnell, äußerst schnell ward er gerufen und ebenso fix hatte er seine Kontakte geknüpft.

Diesmal, grübelt Anita am Balkon vor sich hin, diesmal und anders als in Uruguay, ist es ja so, dass es uns von Anfang an klar war und ist, dass wir in den Trubel der Kämpfe des Risorgimento hineingezogen werden würden, dass wir uns natürlich stellen, denkt Anita, wir wussten und wissen doch, was auf uns zukommt. Nur sehe ich noch nicht klar, setzt sie ihren Gedanken fort, wie auch ich an den Aufständen hier, am „Frühling der Völker“ in diesem Europa, in Italia, leiblich und nicht nur ideell teilhaben kann. Da ist dieses mir noch fremde Land, die fast schon vertraute Stadt! Da sind meine lieben kleinen Kinder, unsere Kinder! Und da ist die in manchen Dingen strenge und schwierige Schwiegermama!

Innerlich brennt sie erneut für den Freiheitskampf und für aufrechte und verwegene Taten an der Seite ihres Mannes. Auch hat sie das Bedürfnis, ihn zu schützen. Wieder hat sie eine ihr schon bekannte Unruhe erfasst. Sie nimmt einen Schluck vom starken Kaffee und blättert in einer der Zeitungen, ohne genauer hinzuschauen.

Eine volle Woche lang hatten sie gemeinsam so etwas wie ein Familienleben gehabt, lediglich ab und an unterbrochen von spontanen Besuchen eines Freundes oder Sympathisanten oder von Bewunderern, manche mussten abgewimmelt werden, es ging nicht anders. Und da waren auch noch zwei offizielle Abendempfänge bei den Oberhäuptern der Stadt, des Herzogtums zu stemmen gewesen. Benvenuto, Garibaldi! Viva l' Italia!

Indessen ist die Bambinaia, das beauftragte Kindermädchen aus der Nachbarschaft, gekommen, um die Kleinen auszuführen. Die Kleinen mögen das gerne: herumalbern draußen auf der Piazza und dann gibt es zum Abschluss immer cremig-süßes Eis für die Leckermäulchen, das herrlich mundet. Also nimmt Maria Rosa die Gelegenheit wahr, sich zu Anita am Balkon zu gesellen.

Diese hat die altehrwürdige Dame mit dem meist strengen Blick, die immer schlicht gekleidet ist und ihr noch im Alter schön und würdig erscheint, in der kurzen Zeit, die vergangen ist, bereits gut kennen- und auch schätzen gelernt. Für ein paar Monate klappte es mit dem Zusammenleben zwischen den drei Generationen recht gut, aber da ist immer wieder auch eine Misslichkeit spürbar, die für Anita und Giuseppe schwer auszuhalten ist und die wie ein Schatten auf dem Alltag lastet. Madame Garibaldi Raimondi hadert als tiefgläubige Katholikin nämlich mit der Legitimität ihrer in Montevideo geschlossenen Ehe. Eine von irgendeinem Priester in Uruguay abgesegnete Ehe, gar gekauft noch, denn man hatte die kirchlichen Dienste bezahlt, hat für sie im Herzogtum Nizza nicht wirklich Gültigkeit und sie ist auch besorgt, dass es Ärger mit den Behörden geben könnte.

Immer wieder insistiert sie, dass Anita und Giuseppe doch in Nizza – noch einmal – heiraten mögen. Dann wären auch die Kinder legitimiert. Anita und Giuseppe denken allerdings keinesfalls daran, ihr in diesem Ansinnen zu folgen. Für sie hat alles seine Gültigkeit, er, stets unterwegs, hat sowieso keine Zeit und andere Dinge im Kopf und ihr, der Rebellin, ist es angesichts der religiösen Kantigkeit ihrer Schwiegermutter inzwischen mulmig geworden. Es zeichnet sich bereits einvernehmlich ab, dass das Paar mit den Kindern alsbald eine andere Bleibe suchen wird, denn die resolute alte Dame lässt von ihrer Zeterei nicht ab. Es gibt da in Nizza noch den Anwalt Augusto Garibaldi, den sympathischen und aufmerksamen Vetter Peppes. Er könnte sich um meine Söhne kümmern, denkt sie. Und da ist auch noch das befreundete und ausgesprochen hilfsbereite

Ehepaar Deidery, das sich meiner Teresita annehmen könnte, wenn ich an der Seite Peppes sein muss.

Es wird sich also eine Lösung finden, denkt Anita just in dem Moment, als Maria Rosa den Balkon betritt und ein Tablett mit Antipasti auf dem Tisch neben die Zeitungen platziert: frittierte kleine Tintenfische, Kräutertörtchen, Ziegenkäse, Oliven. Dazu ein leicht moussierender Weißwein.

Für eine Weile genießen die beiden so unterschiedlichen Frauen fast schweigend die würzigen Häppchen und prosten sich mit den Gläsern ein Cin Cin zu. Nach dem kleinen Mahl greift Anita zur obersten Zeitung auf dem Stapel und deutet auf die Titelgeschichte auf der ersten Seite von „La Voce di Nizza“. Die Geschichte trägt den Titel: „Sumpffieber-Tote auf der Halbinsel“ Maria Rosa liest die Story kurz durch und bemüht sich dann, den Inhalt zu erklären. Es geht um Malaria, Anita, sagt sie. Man weiß jetzt, dass diese Krankheit – sie fährt mit einer Hand durch die Luft – nicht von verpesteter Luft kommt. *Mala aria* heißt eigentlich schlechte Luft, aber der Grund ist ein anderer. Die Zanzare, die Moskitos stechen und geben die Erreger ins Blut der Menschen ab, fährt sie fort. Anita hört aufmerksam zu. *Malaria, Moskitos, Blut*, sie versteht die Worte und kombiniert. Dreitausend Tote – Maria Rosa zeigt drei Finger vor und formt drei Nullen dazu - sind es dieses Jahr bis jetzt schon in Oberitalien. Man sollte die sumpfigen Gebiete meiden, wo die Mücken sich gierig tummeln. Im Süden, in Sardinien, aber auch in der Po-Ebene bis hin zu den pesthauchenden Sümpfen bei Ravenna. Eigentlich fast überall, außer in den Bergen und hier in Nizza, versichert sie.

Anita nimmt „Il Risorgimento“ zur Hand, die Wochenzeitung. Das Blatt titelt: „Italien braucht Freiwillige.“ Zehntausend weitere Kämpfer sollten es am besten sein, um die österreichischen Truppen in Mailand zurückzuschlagen. Mailand, denkt Anita, dort ist er jetzt, Giuseppe, oder zumindest dort in der Nähe. Was mag er gerade tun, wie mag es ihm gehen? Und sie schlägt eine weitere Zeitung von ein paar Tagen zuvor auf: „L’Echo des Alpes Maritimes“. Der Aufmacher lautet: „Ich war nie monarchistisch, aber...“ Und der da zitiert wird, ist Guiseppe Garibaldi. Anita reicht Rosa Maria die Seite, diese liest und erklärt ihr mehr. Garibaldi hat in der Tat öffentlich und wahrheitsgemäß erklärt, dass er nie Monarchist war, dass er mit seinen Rothemden sich aber jetzt, da Carlo Alberto die Angelegenheiten der breiten Bevölkerung zu seiner Sache gemacht habe,

veranlasst sehe, den König mit aller Kraft beim Kampf gegen die Habsburger zu unterstützen. Hinterher könne man dann sehen, wie es weitergehe.

Anita ist noch dabei, die Zusammenhänge zu verstehen und einzuordnen, als Maria Rosa die Zeitung beiseitelegt und mit ernster Miene folgende gestenreiche Worte an sie richtet: „Anita, meine Liebe, also versteh mich nicht falsch, es ist so, lass uns reden, das mit Eurer Vermählung, Du weißt, in Montevideo...“ Doch Anita springt mit dem Ruf auf: „Da kommen die Kinder“ und verlässt rasch den Balkon, um sie an der Haustür zu empfangen.

Eines Abends, als die Kinder schon schlafen, sprechen sich die drei Marien miteinander aus. Giuseppe Maria und Ana Maria teilen Maria Rosa sanft und sachte mit, dass sie sich in Nizza eine andere Bleibe suchen wollen. So sei sie, Maria Rosa, nicht ständig mit dem aus ihrer Sicht sittenwidrigen Eheleben konfrontiert und angesichts ihres Alters davon entlastet, sich um die Kinder kümmern zu müssen. Das könnten dann Freunde tun, denn Anita wolle wenigstens zeitweilig auch an den durchs Land tobenden Revolten teilnehmen. Man habe aber noch keine Wohnung gefunden, es könne noch eine Weile dauern. Und wir werden Dich oft mit den Kindern besuchen, Maria Rosa, fügt das Paar unisono hinzu, um sie dann zu umarmen. Diese nimmt die neue Botschaft beherrscht entgegen, ohne ihre innere Zerknirschung hervorzukehren. Für den Rest meines Lebens werde ich nun wieder weitgehend alleine leben, denkt sie, Besuche sind etwas Anderes als ein Zusammenleben. Drei Jahre würden es am Ende noch werden, die ihr vergönnt waren.

Garibaldi zeigte in jener neuen Phase der Aufstände mit seinen Mitstreitern geradezu Omnipräsenz in Oberitalien bei dem Versuch, die Österreicher zurückzudrängen und die Okkupation der diversen Provinzen zu beenden. Dies tat er ganz nachdrücklich so, wie er es dem Papst angeboten und mit Carlo Alberto vereinbart hatte. Aber es sollte später noch andere Mächte geben, mit denen er es würde aufnehmen müssen – weiter im Süden, im Zentrum Italiens und das sollte gar nicht mehr so lange dauern. Anita blieb weiter im heftigen Zwiespalt zwischen dem tiefen Wunsch, ihren Kampfeswillen an der Seite von Peppe und den Rothemden unter Beweis zu stellen und dem Umstand, dass sie eine liebende Mutter von drei Kindern, die Halt und Fürsorge benötigten, sein wollte. Anita würde sich auf ihre Art zu helfen wissen.

*Hätte Anita mit den Kindern in Montevideo bleiben sollen? Hätte die Tapfere es darauf ankommen lassen sollen? Eine Trennung für Monate, möglicherweise für Jahre oder für immer? Undenkbar! Und er? Wäre er vielleicht geblieben im Fall des Falles? Oder wäre er, der Sarde mit dem italienischen Herzen, nach Monaten des Kampfes voller Liebesehnsucht zurückgekehrt nach Uruguay? Wo doch die Kämpfe um die Einheit seines Landes sich, was absehbar war, hinziehen würden. Gewiss, auch in Uruguay war noch viel zu tun, bis es, wenigstens zeitweilig, eines der stolzesten und freiesten Länder des Erdballs werden würde. Aber das Kapitel Uruguay war abgeschlossen im Leben des Paares. Hätte es anders ablaufen sollen?*

*Wir wissen all dies nicht und können nur sinnieren. Wie auch immer: Giuseppe fügte sich seinem inneren Drang nach Rückkehr in seine Heimat, ordnete dem so gut wie alles unter, und Anita zog in ihrer enormen Hingabe mit ihm fort in die Ferne. „Liebesblödigkeit“<sup>9</sup> war dies gewiss nicht. Es gab Leidenschaft und Augenhöhe, aber auch Eifersucht. War der vierzehn Jahre ältere Giuseppe zu sehr Vaterfigur für Anita, zumal sie ihren eigenen Vater früh verloren hatte? War ihre Leidenschaft unterbewusst gar mit einer Art Vaterkomplex verbunden? Die Psychoanalyse kam erst Jahrzehnte später, und es wäre zu viel Spekulation, diesbezüglich posthume Deutungen zu unternehmen. Und ihre Kinder? Sie verstanden damals noch nicht, wie ihnen geschah. Sie waren noch zu jung. Erst als sie groß waren, verstanden sie und führten dann, jedes nach seiner Façon, die Passion ihrer Eltern ohne großes Zögern fort: den Kampf für Freiheit und auch die Liebe zum Leben auf Teufel komm raus.*

**Des Königs neue Helfer:** Giuseppe Garibaldi war nach den kurzen Tagen bei der Familie in Nizza inzwischen in Norditalien unterwegs und streifte im Parforceritt von einer Stadt zur anderen, von einem Brennpunkt der Kämpfe zum anderen, während Anita zunächst in ihrem neuen Zuhause bei den Kindern blieb und sich mit den Deiderys und Augusto Garibaldi austauschte. Giuseppe's Stationen waren in jenen Monaten des Ersten Unabhängigkeitskriegs die Städte Brescia, dann sogleich Mailand und danach Arona und Luino am Lago Maggiore, wo er die Österreicher handstreichartig zu vertreiben suchte; schließlich Varese mit der nahen Gemeinde Morazzone, wo es zu harten Gefechten kam. Immer noch handelten dabei Giuseppe und seine Mitstreiter, zeitweilig bis zu

---

<sup>9</sup> Ein hier adaptierter Ausdruck des Schriftstellers W. Genazino

dreitausend Mann und auch einige Garibaldinis, weitgehend im Auftrag des allmählich schwächer werdenden Königs Carlo Alberto und hatten es mit den österreichischen Truppen der Habsburger zu tun, die zumeist in der Übermacht waren. Bisweilen agierte Garibaldi jedoch auch auf eigene Faust.

In Mailand hatte bereits im März die Bevölkerung gegen die österreichische Besatzung rebelliert, die von Johann Joseph Wenzel Anton Franz Karl Graf Radetzky von Radetz, dem damaligen Generalgouverneur von Lombardo-Venetien angeführt wurden. Der Aufstand hatte fünf Tage lang gedauert, und die Habsburger konnten für ein paar Monate aus der Stadt vertrieben werden. Sie kamen jedoch mit Verstärkung zurück und fuhren einen Sieg ein, sodass Carlo Alberto sich gezwungen sah, einen Waffenstillstand zu unterzeichnen. Die österreichischen Häschler, Sbirren und Spione hatten es jedoch auf den lästigen Garibaldi abgesehen, denn sie wollten unbedingt verhindern, dass der nach Süden und gar nach Rom durchbräche. Garibaldi aber wich zunächst einmal nach Norden aus. Nach den Kämpfen im August in Luino und der Provinz Varese entzog er sich bei den Kämpfen in Morazzone in der Nacht fluchtartig dem Zugriff der überlegenen feindlichen Truppen und floh mit ein paar Getreuen in die nahe gelegene, damals schon neutrale Schweiz, einen kurzen und frechen Abstecher auf österreichisches Grenzgebiet inbegriffen.

Nicht nur die vielen Kämpfe, sondern immer wieder auch lebensrettende Fluchten waren ständige Begleiterscheinungen im Leben Garibaldis während seiner Zeit in Italien wie auch anderswo auf der von ihm aufgesuchten Welt. Sowohl vor den zehn Jahren mit Anita als auch danach. Diesmal war die neutrale Schweiz sein Zufluchtsziel und über die Alpen kehrte er Anfang September als Bauer gekleidet auf Schleichwegen nach Nizza zur Familie zurück, wo er überrascht feststellte, dass seine umtriebige Frau und die Kinder inzwischen zu den befreundeten Deiderys gezogen waren.

*La Mamma Anita* war indessen nicht untätig geblieben. Sie lernte eifrig Vokabeln, übte sich im eigenständigen Schreiben erster Briefe und studierte weiter die Nachrichten der Zeitungen. Sie betreute und erzog ihre Kinder und nahm hierbei gerne die uneigennützig Hilfe des Freundeskreises in Anspruch. Da Domenico Menotti schon längst im schulfähigen Alter war, ging sie sogar so weit, unmittelbar bei König Carlo Alberto eine Eingabe zu machen. Schriftlich bat sie den Regenten, der ein knappes Jahr später Norditalien für immer verlassen

sollte, schriftlich zu veranlassen, dass ihr ältester Sohn in die Schule aufgenommen und alle Kosten seines Schulaufenthalts von der Gemeinde getragen werde sollten. Auch wenn das Urteil gegen Giuseppe formal noch Bestand hatte, so lag der Vollzug inzwischen auf Eis. Man kann auch sagen: Das Eis zwischen Garibaldi und dem König war gebrochen. Carlo Alberto gab also dem Anliegen Anitas schnell und großzügig statt, und so besuchte Menotti für eine Weile eine Schule in Nizza, um später dann nach England auf ein College entsandt zu werden. Teresita und Riciotti wurden ab jener Zeit immer öfter den Freunden und dem Vetter Garibaldis anvertraut und diese schulterten ihre Aufgabe gerne und gut. Ihren eigentlichen Vater jedoch kannten die Kinder, vor allem die zwei Kleinen, kaum. Erst Jahre später nach Anitas Tod sollte sich dies phasenweise ändern.

Giuseppe war nun im September 1848 wieder mal anwesend, lebte mit der Familie, versuchte sein Rheuma zu kurieren, das ihn seit einiger Zeit plagte, und traf sich in der Stadt mit führenden Mitstreitern, um die Strategien für weitere Aufstände abzustimmen und neue Kampfgefährten einzuwerben. Dies war, wie man so sagt, nun auch die Stunde, dass Anita mal wieder ein ernstes Wörtchen mit Giuseppe reden musste. Seine junge Ehefrau, gerade siebenundzwanzig Jahre alt geworden, machte ihm eindringlich klar, dass sie nicht gewillt sei, ausschließlich in der Rolle der Mutter und noch dazu der bange auf die Rückkehr des Mannes wartenden Ehefrau zu verharren. Sie wollte endlich wieder teilhaben an den Kämpfen, und Giuseppe schien zu verstehen. Es dämmerte ihm, dass sich diese libertäre Gaúcha, seine liebe und ungestüme Frau, trotz aller Gefahren und der Fremdheit in seinem Land nicht länger ausschließlich an Haus und Hof in Nizza binden ließ. Und mit Rosa Maria war es ja auch nicht so gut gelaufen, auch wenn es keine wirkliche Entzweiung gegeben hatte. Nach einigen Disputen willigte er schließlich in Anitas Teilnahme am nächsten Feldzug ein.

Ende Oktober brach das Paar schließlich in Begleitung von 62 Rothemden mit dem Fernziel Palermo auf, wo die Bevölkerung bereits in Aufruhr gegen die bourbonische Dynastie war und um die Unabhängigkeit kämpfte. Mit dem Dampfer Pharamond steuerte die Truppe den Hafen von Livorno an, wo sie von den Einheimischen enthusiastisch begrüßt wurde. Bei ihrem Besuch der Oper dortselbst wurden sie als Befreier ebenfalls freudig gefeiert. Tage später fuhr der Trupp, der inzwischen auf 350 Leute angewachsen war, mit dem Zug erst einmal nach Florenz. Die knapp einhundert Kilometer lange Zugstrecke war erst kurz

zuvor eingeweiht worden, eine der ersten Strecken auf der italischen Halbinsel. Diesmal waren es die Leute aus der Toskana, die den Befreiern bei der Ankunft zujubelten.

Indessen gelang es Giuseppe, Anita nach insgesamt zwei bis drei Wochen an seiner Seite zur Rückkehr nach Nizza zu bewegen, damit sie sich um die Kinder kümmere. Sein Argument: die Kälte des italienischen Frühwinters und die anstehende Überquerung des Apennins mit hohen Gebirgszügen. Anita, die die wärmende Sonne ihrer Heimat gewohnt war, fügte sich mehr oder minder verständnisvoll in ihr Schicksal und verfolgte nach der Rückkehr die weiteren Etappen Giuseppe von ihrem leidigen Zuhause in Nizza aus: Venedig, Ravenna, Bologna, bis die Zeitungen schließlich meldeten, dass das Feuer des Aufbruchs auch auf Rom übergelassen war. Latium, der Kirchenstaat und die antike Stadt selbst waren damals immer mehr ins Zentrum des Geschehens im Risorgimento gerückt. Und Giuseppe Garibaldi war nun vor allem dort ein gefragter Stratege und Kombattant, wenngleich Sizilien nicht vergessen war. Anita informierte sich auf allen denkbaren Kanälen über die militärischen Aktionen ihres Peppe und der Legionäre ...und schmiedete zugleich ungeduldig neue und ehrgeizige Pläne, während der neue Jahreswechsel nahezu schemenhaft an ihr vorbeizog. In Nizza sollte es sie nicht lange halten. Im Nachhinein betrachtet war es im neuen Jahr dann ein doppelter Überraschungscoup, den sie zu Giuseppe durchaus ambivalentem Erstaunen veranstaltete.

**Rieti und Rom - Anita presente:** Roma, denkt Anita, während sie ihr Zimmer bei den Deiderys herrichtet, Rom, diese berühmte uralte Stadt, muss ich endlich sehen. Ich bin mir sicher, es wird eines hoffentlich nicht so fernen Tages die Hauptstadt eines geeinten Italiens sein, das Herz einer unabhängigen Republik. Roma ist Amor! Ich will, ich muss dabei sein! Aber pendelt Peppe jetzt zwischen Macerata und Rieti hin und her, ist er schon wieder auf der Flucht oder plant er von dort einen Sturm auf Rom, er war doch gerade erst dort. Wo liegt dieses Rieti überhaupt, was für eine Rolle spielt dieser Ort im aktuellen Geschehen der Aufstände, fragt sie sich weiter und schaut aus dem Fenster auf die belebte Straße. Am Abend wird sie die Zusammenhänge mit Hilfe der Erklärungen ihrer Gastgeber besser verstehen.

Tage später, es ist Mitte Januar des neuen Jahres 1849, bespricht Anita sich mit Augusto und den Deiderys. Sie weilt sie in ihre neuen Absichten ein und bittet

sie darum, eine Weile für die Kinder zu sorgen, sie werde gewiss bald wieder zurück sein. Giuseppe duldet meine Anwesenheit leider nicht lange auf dem Schlachtfeld, erklärt sie, aber ich muss nach Rieti, ich will an seiner Seite sein, mit ihm für die Freiheit kämpfen, für uns alle hier. Ihre Gönner setzen warnende Mienen auf, als sie dies hören und Anitas Enthusiasmus spüren. Sie sind bereit, ihr den Rücken freizuhalten und die Kinder in der schon gewohnt liebevollen Art zu betreuen. Aber denke bitte daran, liebe Anita, du kennst und liebst den Kampf für die gute Sache, aber du bist auch Mutter, geben sie zu bedenken. Deine Kinder brauchen dich und ja, gewiss doch, sie brauchen auch Giuseppe. Natürlich, du hast ganz recht! Am besten beide, aber...!

Zwei Tage später sitzt Anita nun in der Postkutsche, die sie in das traditionsreiche Rieti, das dereinst noch vor Rom von den Sabinern gegründet worden war, bringen wird. Zuvor hat sie sich am frühen Morgen noch von den Kindern verabschiedet. Es ist eine anstrengende und holprige Reise über Stock und Stein und so manche frühromische Straße, bei der mehr als achthundert Kilometer zurückzulegen sind. Fast einhundert Kilometer wären es dann von dort durch die Berge noch bis Rom. Als sie sich nach Tagen Rieti allmählich nähert, bemerkt sie die Schönheit und Fruchtbarkeit der ländlichen Umgebung, der Landschaft der Provinz Latium. Einige Stunden noch, dann erblickt sie vor sich auf einer Anhöhe die hohen und starken Festungsmauern, hinter denen sich die kleine Stadt mit ihren fünfzehntausend Menschen abduckt. Wieder einmal hat sie sich ganz auf eigene Faust einen gefährlichen Herzenswunsch erfüllt. Als die Kutsche durch das breite Stadttor rattert, ist sie am Ziel. Morgen wird sie Peppe treffen, der gerade in Macerata weilt, wie sie aus der Presse weiß.

Als sie Peppe, der inzwischen gewählter Deputierter der verfassunggebenden Versammlung für die neue Republik ist, am nächsten Morgen verabredungsgemäß im Café Adelaide wiederbegegnet, liegen sie sich erneut lange in den Armen. Sie sieht sein Gesicht, sein Mienenspiel. Sie sieht sein verliebtes linkes Auge, das mit dem Herzen verbunden ist, aber auch sein erzürnt blickendes rechtes Auge. Er möchte nicht, dass sie hier ist, gibt dieses Auge zu erkennen. Es ist zu gefährlich, was wird mit den Kindern, fragt er sich immer wieder und auch sie. Soll Peppe doch denken, was er will, ich liebe ihn wie am ersten Tag, ich will mit ihm kämpfen, ich werde sein Schutzengel sein. Ich bleibe. Die Kinder sind versorgt. Und sie blieb in der Tat ganze sechsundvierzig Tage im bischöflichen Rieti in Aufruhr.

Das Paar kommt im Palazzo Colleli des gleichnamigen Marquis unter, der zunächst abweisend gestimmt war, Anita und Peppe dann aber sogar einen Schlafwohnraum im ersten Stock des großräumigen Gebäudes zur Verfügung stellt. Unten im Erdgeschoss befindet sich bereits eine Schneiderei, in der die textile Ausstattung für die aufständischen Legionäre gefertigt wird, und Anita macht sich dort ohne Zögern ans Werk. Zugleich ist sie maßgeblich daran beteiligt, direkt neben der Schneiderei eine Sanitätsstation für verwundete oder kranke Kämpfer einzurichten. Giuseppe, der immer wieder zwischen Macerata und Rieti pendelt, um seine vielfältigen Funktionen als Rekrutierer, Deputierter und Stratege in der neuen Römischen Republik wahrzunehmen, die erst ein paar Wochen alt ist. Er trifft Anita in jenen Tagen zumeist morgens im städtischen Café und abends wie auch nachts im Haus des Grafen. Dieser stellt dem Paar eine Kutsche aus eigenen Beständen zur Verfügung. Am liebsten reitet Anita jedoch unmittelbar zu Pferd aus, meist nur von wenigen Mitreitern begleitet. Bei diesen Ausritten in der Stadt wird sie gewahr, dass sie zwar schon viele Freunde und Sympathisanten in der Bürgerschaft und in der Umgebung hat, aber auch ihre Gegner ihren Aversionen gelegentlich lautstark Ausdruck verleihen. Rufen ihr die einen begeistert „Sor Annita“ zu, was einer freundschaftlichen Adelnung gleichkommt, so dringen seitens ihrer Gegner auch heftigste Schmähöne wie „ehrloses Weib“, „Flittchen eines Banditen“, „brutale Wilde“ oder sogar „Kinderfresserin“ zu ihr durch. Rieti ist sichtlich und hörbar zerrissen zwischen einerseits großer Sympathie und Unterstützung für die Garibaldini und das prominente Paar, andererseits aber auch Ablehnung, ja Angst vor den illustren Trupps der Legion, der sich auch Abenteurer und Halunken angeschlossen haben, die manchmal zu Übergriffen neigen, sodass Garibaldi immer wieder eingreifen und diese zur Ordnung rufen muss.

Inmitten dieser Unbilden und aufgeregten Scharmützel verbringt das Paar seine vielleicht glücklichste Zeit in Italien. Eine neue Leichtigkeit des Seins hat sich trotz der Umstände eingestellt, sodass das Paar sich an die Frühzeiten der Liebe in Brasilien und Uruguay erinnert fühlt. Sie wissen die Kinder gut versorgt, der Widerstand im ganzen Land nimmt an Fahrt auf und es bleibt bei allen Verpflichtungen sogar gemeinsame Zeit für den Frohsinn der Liebe. Und, wie schön, die Äbtissin des unmittelbar gegenüber ihrer feinen Unterkunft liegenden Frauenklosters San Benedetto fühlt sich in jenen Tagen sogar bemüßigt, das

abendliche Glockenläuten zu unterbinden, um das berühmte Paar nicht beim Ruhen oder anderen Dingen zu stören.

Nachdem ein paar Wochen vergangen sind, schleichen sich jedoch lästige gesundheitliche Probleme in ihr Leben ein. Giuseppe bereiten seine arthritischen Gelenke schubartige Schmerzen und die notdürftige Behandlung bringt nur begrenzt Linderung. Anita ihrerseits hat plötzlich mit Kopf- und Gliederschmerzen zu kämpfen und sieht sich mit für sie ungewohnten Erschöpfungszuständen konfrontiert, wenngleich diese nicht besonders heftig sind. Es sind vorerst milde Verläufe, aber sie kann sich nicht erklären, was der eigentliche Ursprung dieser Symptome ist. Sie ist misstrauisch. Das Paar analysiert eines Abends ernsthaft die Lage und beschließt einvernehmlich, dass Anita nach Nizza zurückkehrt. Ausnahmsweise ist sie einverstanden und macht Peppe keine Vorhaltungen. Wegen der Kinder und der besser zugänglichen ärztlichen Versorgung im Norden sind sich beide sicher: es ist besser so.

In den ersten Apriltagen kehrt Anita also zu den Deiderys und den Kindern nach Nizza zurück. Während der Rückreise spürt sie freudig erregt, dass sie erneut schwanger ist. Die seltsamen Erkrankungssymptome haben hiermit jedoch nichts zu tun, ist sie sich als vielfach erfahrene Schwangere gewiss. Es muss etwas anderes sein, sinniert sie vor sich hin, ich werde die Ärzte in Nizza zu Rate ziehen, nimmt sie sich vor, während sie - wieder mit der Kutsche – unterwegs nach Hause ist. Indessen bereitet sich Garibaldi trotz seiner Beschwerden, die er schon öfters ignoriert hat, alsbald auf den Kampf um Rom vor, denn die feindlichen Truppen sind bereits im Anmarsch. Anita hat er davon nichts erzählt. Wenige Wochen, ja Tage noch, dann wird es soweit sein, weiß er. „*Siam´ pronti alla morte, L’Italia chiamò! Sì!*“ Am „Balkon von Rom“ wird man sich zum Gefecht efinden.

Die Lage in Rom hatte sich in den ersten Monaten des Jahres 1849 zugespitzt. Die Erste Römische Republik der Neuzeit und somit ein erster Schritt zur großen Einigung Italiens war am 9. Februar ausgerufen worden und währte bis zum 3. Juli 1849, also knapp vier Monate lang. Der Kirchenstaat, der Rom und die Großregion Latium mit Rieti umfasste, war in seinem Zentrum, dem Quirinale, für eine Weile weitgehend lahmgelegt. Papst Pius, der sich seiner weltlichen Regentschaft beraubt sah, drang von Gaeta an der Küste des Königreichs Neapel-Sizilien aus, wo er und seine Entourage Zuflucht gefunden hatten, auf den Erhalt

wenigstens der kirchlichen Macht. Die republikanischen Soldaten mit Garibaldi an der Spitze rüsteten sich von Rieti und Macerata aus für den Marsch auf Rom, um von dort selbst die Truppen der Bourbonen abzuwehren. Diese waren von Pius IX zu Hilfe gerufen worden und näherten sich mit einer Interventionsarmee des französischen Generals Oudinot vom nicht weit entfernt nördlich gelegenen Hafen Civitavecchia und vom südlichen Neapel her der Ewigen Stadt, woselbst sie seit damals schon hundert Jahren ein monarchisches Regime innehatten. Ende Mai kam es schließlich zur Belagerung Roms, zum harten Kampf um Rom, der gut einen Monat währte.

Zugleich war den Habsburgern, immer noch unter dem Oberbefehl von Radetzky, im Norden bis tief in die Toskana hinein ein Sieg nach dem anderen gelungen, was sich später für Anita und Giuseppe Garibaldi sowie ihre verbliebenen Kampfgefährten als große Gefahr erweisen sollte. Zunächst war das Paar jedoch noch örtlich getrennt, sie in Nizza, er nahe bei Rom und dann in Rom selbst an verschiedenen Schauplätzen. Über ihnen waltete als neu kreierte Kunstfigur die *Göttin Italia*, was symbolisch eine definitive Abkehr von der Theokratie zugunsten von Demokratie und Freiheit bedeuten sollte. Es sollte am Ende so kommen, allerdings noch Jahre dauern. Anita sollte das Erlebnis jenes endgültigen Siegs des Risorgimento versagt bleiben.

Ein paar Tage nach dem Abschied in Rieti ist Anita wieder in Nizza angekommen und nimmt ihren üblichen Alltag auf. Sie klinkt sich in die Betreuung der Kinder ein und sucht den Arzt auf, der, verbunden mit der dringlichen Mahnung zur Schonung, erst einmal Entwarnung gibt. Alles im Großen und Ganzen im Lot, lautet seine Botschaft. Fieber hat sie momentan keines. Sie geht oft spazieren, um sich auszukurieren und auch wegen der Schwangerschaft. Die frische Luft tut ihr immer wieder gut, noch ist es der Saison entsprechend nicht zu heiß. Sie setzt ihr autodidaktisches Sprachstudium fort und liest Zeitungen aller Art, wobei sie sich mit den Deiderys und Augusto über die Inhalte austauscht. Sie versteht die politischen Zusammenhänge im Land jetzt schon sehr gut und kann die Nachrichten passend einordnen.

Die Berichte in den Zeitungen überschlagen sich förmlich: Halb Europa befindet sich im Kampf für eine bessere Welt und ist dabei, die Monarchien, wenigstens einige, abzustreifen und den Absolutismus in den Senkel der Geschichte zu stellen. Italien im Risorgimento ist ganz vorne mit dabei. Der junge Vittorio

Emanuele II., aus dem Haus Savoyen, gerade einmal neunundzwanzig Jahre alt, ist nun König von Sardinien-Piemont. Sein Vater Carlo Alberto hatte nach der schweren Niederlage bei Novara abgedankt und sich bald danach ins portugiesische Exil zurückgezogen, als Anita noch in Rieti weilte. Die Habsburger, liest Anita, gewinnen im Norden wieder an Terrain. Dieser verdammte Radetzky, schimpft sie! Giuseppe kann nicht überall sein, stellt sie bedauernd und betrübt zugleich fest. An allen Ecken und Enden brennt es. Und ich? Und ich? Und dann liest sie ein paar Tage später die für ihre Leben wieder einmal alles entscheidende Schlagzeilen in gleich mehreren Blättern: „Die Bourbonen im Anmarsch! Die Rothemden und viele neue Freiwillige zur Verteidigung der Republik in Rom bereit!“

Sie ist wie elektrisiert und zögert keinen Moment. Der Arzt hat ja doch gesagt, dass alles halb so wild sei, legt sie sich die Dinge zurecht. Ich will in Rom dabei sein, ich muss dabei sein und basta, spricht sie vor sich hin und macht sich dabei selbst Mut, während sie in ihrem Zimmer unruhig auf und ab geht. Die paar Sachen, die sie mitführen will, sind längst gepackt. Als „Dame aus einer anderen Welt“ braucht sie nicht viel, sowieso nicht für den Kampf, und sie ist noch immer sehr jung. Gerade einmal zwei Monate ist es her, dass sie in Rieti war. Dann hätte ich auch gleich dortbleiben können, klagt sie verdrossen, bis Rom ist es von dort ja nur ein Katzensprung, und zugleich tröstet sie sich damit, dass sie ja die lieben Kinder wiedergesehen hat und für sie da sein konnte. Alle drei sind wohlauf und waren ihr bei der Ankunft freudig entgegengestürmt. Sie befinden sich in guten Händen, beruhigt sie sich und macht zugleich ihre Aufzählung: Menotti ist jetzt acht, Teresita vier, Ricciotti zwei Jahre alt. Dann fällt ihr Rosa ein, Rosita, ihre Kleine, begraben im fernen Montevideo. Sie wäre jetzt sechs Jahre alt, seufzt Anita, es gibt keinen Ersatz, aber ich werde nochmal ein Baby haben, und Peppe wird der Vater sein, denkt sie, während ihr Tränen über das Gesicht kullern.

*Hätte Anita Garibaldi in Nizza bleiben sollen? Gewiss war der Fall der Ersten Römischen Republik im Juli 1849, ganz gleich ob mit oder ohne ihre Anwesenheit in Rom, vorgezeichnet. Die Gegner, die Truppen der Bourbonen, waren klar in der Übermacht, agierten geschickt und gnadenlos. Auch Giuseppe Garibaldi konnte trotz des vorübergehenden Erfolgs daran zunächst nichts ändern. Auf den nur kurz währenden Siegesrausch in Rom sollte wie ein Fatum die verheerende Flucht folgen. Wäre Anita seelisch überhaupt in der Lage gewesen zu ertragen, dass ihr Mann im fernen Rom kämpft und sie in Nizza, wenn auch nicht Däumchen dreht,*

*so doch fernab vom Geschehen gewesen wäre? Das Kleine im Bauch, sie wollte ihre Gefühle als werdende Mutter mit Peppe teilen. Und sie wollte kämpfen oder sich wenigstens nützlich machen. Giuseppe hingegen hatte ihr – anders als damals in Santa Catarina - immer wieder geraten, wegzubleiben. Sie von den Schauplätzen des Kampfes mit Druck fernzuhalten, hätte er jedoch nicht übers Herz gebracht, auch kannte er seine Frau nur zu gut. Und sie selbst hat sich am Ende, ohne zu zögern, für ihren Auftritt im Auge des Blutsturms entschieden – ihrem Temperament, ihrer tiefen Sehnsucht folgend. Kann man vielleicht auch von Getriebenheit sprechen? So viel ist sicher: Sie wollte das ganze Leben in all seinen Facetten. Sich zu ducken, war ihr wesensfremd. „Anita presente. Sempre!“ Das wollte sie immer und sie verstand sich darauf, diesem ihrem Willen zu gehorchen.*

Erneut nimmt Anita, zunächst mit dem Schiff, dann mit der Kutsche und zuletzt zu Ross, den beschwerlichen Weg über Livorno auf sich. Und diesmal ist ihr Endziel nicht Rieti, sondern das von ihr ersehnte Rom, das zum Zentrum der Befreiung geworden ist. Als sie am 26. Juni endlich die Stadt erreicht und zum Tiber vordringt, nimmt sie für den Anstieg zum Gianicolo-Hügel, wo das Hauptquartier der Rothemden inzwischen ist, ein Pferd. Sie will nicht in der Kutsche bei ihrem Mann und seinen Bersaglieri, den lombardischen Infanterieschützen, erscheinen. Das ist nicht ihr Stil, sie ist immer noch eine Gaúcha, die auf den Komfort der vier Räder, wenn möglich, liebend gerne verzichtet. Sie war und ist Reiterin aus Leidenschaft.

**Als sie sich, oben angekommen, der Villa Spada im Park, dem neuen Lagezentrum der Rothemden, nähert,** erkennt sie Peppe von weitem: die Statur, der Vollbart, die unvergleichlich hohe Stirn. Er steht mit ein paar Gefährten vor dem Haus, unter ihnen auch der junge Oberst Luciano Marano, der sich wegen seines Muts und seiner Umsicht bereits bei den Kämpfen in Mailand einen Namen gemacht hat. Der fungiert nun als Giuseppees führender strategischer Beistand. Während sie heranreitet, bemerkt sie, dass auch Peppe sie trotz ihres ungewöhnlichen Kurzhaarschnitts erkannt hat, den sie sich für die Reise zugelegt hat, um möglichst anonym zu bleiben. Sie beobachtet, wie Peppe zusammenzuckt, sein Gespräch mit den Männern unterbricht, seine Mütze vom Kopf nimmt und den Stummelrest seiner Zigarre, einer Toscano italienischer Machart, auf den Boden schnippt. Dann kommt er, als sie vom Pferd steigt und dieses an einem Pfosten anbindet, mit großen Schritten auf sie zu und strahlt sie mit

glänzenden Augen an. Sie läuft ihm entgegen. Wortlos umarmt er sie und wendet sich, während sie seinen herb rauchigen Duft aufnimmt, seinen Leuten zu, um auszurufen: "Soldaten, ab heute haben wir einen Soldaten mehr." Anita wird es im daraufhin aufbrausenden Jubel etwas schwindelig, sie spürt das kleine strampelnde Wesen in ihrem Bauch. Sie fasst und sammelt sich wieder und ist einfach glücklich. Sie hat es geschafft. Sie ist wieder an seiner Seite.

Die letzten Tage des Junis und die ersten Tage im Juli des Jahres sollten jedoch zu einer bitteren Erfahrung für Anita und Peppe werden. Alles konzentriert sich vor Ort nun auf einen finalen Kampf im Keil zwischen der antiken Via Aurelia und der antiken Via Portuense, einer Gegend - symbolisch genug - voller ehemaliger Katakomben und Friedhöfe. Oben am Gianicolo-Hügel kommt es in den weiten Grünanlagen des Parque Doria Pamphili zu blutigen Gefechten. Und hier in diesem eher übersichtlichen, aber nicht sehr weitläufigen Gelände mit wenig Versteck- und Überraschungsmöglichkeiten erweist sich, dass die bewährte Guerilla-Taktik der Nadelstiche nicht mehr trägt, die vor Jahren in den Pampas von Rio Grande do Sul noch so wirksam gewesen war. Hier auf dem „Balkon von Rom“ geht es eher um eine Art von Häuserkampf im Park und um die standhafte Konfrontation formierter Truppen.

Hatte, verstärkt durch einige spanische Sektionen, das Expeditionskorps der Bourbonen, das aus dem Westen vom Forte Bravetta her mit dreißigtausend Mann, viertausend Pferden und fünfundsiebzig Kanonen angerückt war, Wochen zuvor bereits die Villa Savorelli kaputt bombardiert, so gilt die Stoßrichtung des Angriffs nunmehr den neuen Lagezentren der republikanischen Soldaten, welche lediglich mit neunzehntausend Mann und deutlich weniger Pferden und Kanonen ausstaffiert sind. Auch an den großen Toren der Mauer um Rom, an der Porta San Pancrazio und der Porta Maggiore war es vormals bereits zu heftigen Gefechten gekommen. In den Gefechtpausen jener Tage ziehen sich Giuseppe und Anita bisweilen ins Zentrum Roms zurück, wo sie in der Via delle Carozze unweit der Spanischen Treppe ein anonymes Quartier haben und sich im Schutz der Dunkelheit ausruhen können. Zu Pferd sind sie in einer Viertelstunde dort.

Nun aber, am zweiten und dritten Juli des Jahres, stehen die Bourbonen und weitere Hilfstruppen, die Heilige Allianz also, nahe der Villa Spada, während andere Heeresteile die nur wenig entfernte Villa Sciarra attackieren. Sie ziehen

den Ring ihrer Truppe um das stattliche Gebäude immer enger. Fußsoldaten stehen sich nahe gegenüber, Pferdeattacken werden geritten, Lanzen geworfen. Haubitzen wummern. Immer wieder kommt es an verschiedenen Stellen für Stunden zu einem gnadenlosen Hauen und Stechen Mann gegen Mann. „*Mors sua, vita mea.*“ Anita ist mittenmang dabei, und erstmals sind auch viele Frauen aus Rom am Kampfgeschehen beteiligt oder helfen, Munition bereitzustellen, Verwundete zu versorgen. In den vorderen Reihen wird mit den Säbeln gefochten und getötet. Von beiden Seiten wird mit Flinten geschossen. Zwölf Zentimeter dicke Metallkugeln, die aus den Kanonen kommen, stecken in den Gemäuern. Der charismatische Oberst Marano kommt durch einen schweren Kolbenhieb auf den Kopf ums Leben. Viele mutige Kämpfer werden niedergemetzelt, im Schmerz zuckend oder halbtot weggeschleift. Das Paar verliert etliche Gefährten, die schon in Norditalien oder sogar Uruguay mitgekämpft hatten. Mal hält sich Anita zu Pferd auf der Höhe von Giuseppe, mal lässt sie sich in die zweite oder dritte Reihe zurückfallen, wenn ihre Kräfte, die Kräfte einer gelegentlich vom Wechselfieber geplagten Schwangeren, nachlassen. Es ist am Ende bei allem Mut, bei allem Elan der Verteidiger der Republik, ein aussichtsloser Kampf gegen solche Übermacht. Unter den Kanonenschlägen des Gegners stürzt schließlich die Villa Spada in sich zusammen.

Dies ist das Zeichen für die Aufgabe und den Auszug aus der Stadt. Es hilft nun nur noch das Heil in der Flucht. Giuseppe und Anita, die wie durch ein Wunder unverletzt geblieben, aber wie alle völlig erschöpft sind, blasen zum Rückzug und fliehen zu Pferd inmitten eines Zugs von zunächst viertausend Mannern, der sich dann binnen Wochen halbieren und mehr und mehr dezimieren sollte. Sie verlassen schnellstmöglich Rom in Richtung Norden, um ihre Verfolger erst einmal abzuschütteln, während sich andere Resttruppen in alle Windrichtungen zerstreuen und noch lange gejagt werden.

Die Erste Römische Republik des Risorgimento ist gefallen. Die hart erkämpfte Unabhängigkeit von den Okkupatoren hielt erst einmal nur für kurze Zeit. Vier Wochen nach dem Auszug aus Rom wird bei Ravenna die lange Flucht des Paares zusammen mit ein paar verbliebenen Getreuen für Anita und das ungeborene Kind mit Krankheit, Auszehrung und schließlich dem Tod enden.

Sie, die Todgeweihte, stirbt auf jenem ländlichen Hof bei Mandriole in den Armen des bestürzten Giuseppe, dem danach nur noch die weitere Flucht und das zeitweilige zweite Exil bleiben, bevor die Republik endgültig siegen und Italien geeint sein würde. Fast zehn Jahre sind vergangen, seit Anita ihn in Laguna zum ersten Mal gesehen hatte.

Anita, die Unentwegte, jedoch lebte, lebt, sie lebt fort in der Erinnerung. Sie lebte fort in der Sehnsucht ihrer drei heranwachsenden Kinder, die sie mit Peppe hatte und die überlebten. Und deren sage und schreibe dreißig gemeinsame Enkelkinder sowie eine enorme Zahl weiterer Nachfahren in der Generationenfolge kündeten von ihr und ihrem Leben schier überall auf der Welt. Bis heute noch ist das so!

\*\*\*

## Epilog: Unruhestand, post mortem

Ihrem bewegten und abenteuerlichen Leben in Brasilien, Uruguay und Italien folgten nach dem Ableben Anitas kurz vor ihrem achtundzwanzigsten Geburtstag noch sechs Stationen *post mortem*.

Noch am späten Abend ihres Todestages wird Anita Garibaldi in der Nähe des Landhauses, in dem sie starb, auf einem Acker im Motta Pastorara, dem Hirtenmoor, notdürftig vergraben. Zehn Tage später wird ihr Leichnam von einem Hirten in Begleitung von ein paar Kindern und eines Schäferhunds entdeckt, als diese bemerken, dass eine Hand aus der Erde ragt. Man gräbt den Körper aus, und nach einer Autopsie wird Anita zuerst auf dem kleinen Friedhof bei Mandriole, kurze Zeit später in der kleinen Kirche des Orts beerdigt. Zehn Jahre später wird ihr Leichnam auf Wunsch Giuseppe Garibaldis nach Nizza verlegt, wo sie in einer Kapelle des Stadtschlusses für viele Jahrzehnte die Totenruhe findet.

Ausgerechnet Italiens damaliger Staatschef Benito Mussolini ist es, der im Dezember 1931 anordnet, dass Anita erneut umgebettet wird. Diesmal wird der Friedhof von Staglieno, einem Stadtteil von Genua, wo auch andere verdiente Kämpfer des Risorgimento begraben sind, ihre Ruhestätte. Lange jedoch sollte sie auch dort nicht bleiben, denn nur ein halbes Jahr später wird ihre Urne nach Rom transferiert und mit großem Pomp in das marmorne Fundament des Bronze-Standbilds auf der zentralen Promenade oben auf dem Gianicolo eingelassen.

Das anrührende, von Bäumen und Gebüsch umgebene Monument zeigt die Gaúcha Anita auf dem Pferd, als sie sich in Mostardas, Rio Grande do Sul, vor den heranstürmenden Feinden in Sicherheit bringt – in der erhobenen rechten Hand eine Pistole mit langem Lauf, mit dem linken Arm ihren Erstgeborenen Domenico Menotti umfassend. Ein paar hundert Meter weiter weg steht das Reiterdenkmal zu Ehren Giuseppe Garibaldis, der Anita um fast dreiunddreißig Jahre überlebte und seit seinem Tod auf der kleinen sardischen Insel Caprera auf einem kleinen Friedhof liegt.

*Wird Anita eines nahen oder fernen Tages mit Giuseppe wieder vereint werden? In Rom oder auf Caprera oder wo sonst? Möglich ist es, wir wissen es noch nicht. Die Gelegenheit hierzu wurde an ihrem zweihundertsten Geburtstag (2021)*

*beziehungsweise an seinem hundertvierzigsten Todestag (2022) erst einmal ausgelassen. Es ist gut vorstellbar, dass sie und er sich die Gemeinsamkeit im Tod gewünscht hätten.*

*Na beira da praia na longínqua Itália<sup>10</sup>  
Anita contempla as ondas do mar  
A mão poderosa de um louro pirata  
Levou-a pra longe da terra natal*

*Anita morena da pele macia  
Amante de noite soldado de dia  
Um filho num braço no outro um fuzil  
Um filho num braço no outro um fuzil*

---

<sup>10</sup> *Am Lido, am Strand im fernen Italien / Anita betrachtet die Wellen des Meeres / Die feste Hand eines blonden Piraten / Führte sie weit weg von wo sie gebo'rn // Anita, brünett mit sanfter Haut / Liebende bei Nacht, Soldatin am Tag / Den Sohn in ihrem Arm, in der Hand die Pistol' / Den Sohn in ihrem Arm, in der Hand die Pistol'. Alcy Cheuiche (Text), Marlene Pastro (Gesang), Lied: „Anita Garibaldi“, 1. Strophe und Refrain (Nachdichtung: Fritz Feder)*

### Anmerkung:

Die Erzählung ist nach bestem Bemühen und in weiten Teilen faktentreu angelegt. Die Faktenlage ist jedoch ausgesprochen komplex und in vielen Aspekten widersprüchlich. In denjenigen Szenen, bei denen Anita Garibaldi als Person zu Hause, bei Begegnungen und Unternehmungen, auf dem Pferd, dem Schiff und im Kampf herangezogen wird, ist der Phantasie des Autors ein Stück weit freier Lauf gelassen – getreu dem Motto: So könnte es, so könnte sie gewesen sein.

### Quellen:

- Museumsbesuche an den italienischen Wirkungsstätten der Garibaldi, insbesondere Museo della Repubblica Romana e della Memoria Garibaldina, Largo di Porta Pancrazio, Rom
- Besichtigung der Denkmäler und Stätten des Kampfes von 1849 beim und im Park Villa Doria Pamphili auf dem Gianicolo und Monteverde, Oktober 2021
- Gespräche mit der italienischen Risorgimento-Kennerin D. Valentini
- Fachsimpeleien mit einem erfahrenen Segler, der 2021 als Skipper u.a. von Nizza nach Caprera, der Insel Garibaldi, navigierte
  
- Materialien der Garibaldi-Gesellschaft Deutschland e.V., Tübingen
- Diverse Bilderserien und Filme/Videos zu den beiden Persönlichkeiten Anita und Giuseppe Garibaldi sowie Mitstreitern
  
- Alfonso Scirocco, *Garibaldi*, dritte Edition, März 2011, GLF Editori Laterza
- Paulo Markun (Übersetzer: Rainero Schembri), *Anita Garibaldi*, Armando Editore, Rom 2021
- Walter Smith and Innes, *Garibaldi, Giuseppe. Autobiography*. Bände I and II. Übersetzung: A. Werner. London, 1889.
- Valeria Serra, *Garibaldi - Segni Particolari*, Paolo Sorba Editore, Oktober 2011, Bolzano
- Guilherme D'Andrea Frota, L'importante presenza italiana nella "rivoluzione degli straccioni" nel Brasile del XIX Secolo e l'intervento navale di Garibaldi. Bollettino d'Archivio dell'Ufficio della Marina Militare, Dezember 2011
- R. Zoller, H. Pietschmann, W. Bernecker, Eine kleine Geschichte Brasiliens, edition suhrkamp, 11/ 2009
- Richard Bourne, *Garibaldi in South America – An Exploration*, Hurst & Company, London, 2020
- Elma Sant'Ana/Comissão do Bicentenário de Nascimento de Anita Garibaldi, *Caderno de Anita Garibaldi – 200 anos, Brasilien 2021*
- Alexandre Dumas (Hrsg.), *Die Memoiren Garibaldi*, Marix Verlag Wiesbaden, 2007
- Alexandre Dumas, *Montevideo oder das neue Troja*, Frankreich, 1850
- Ricarda Huch, *Die Geschichten von Garibaldi*, 2 Bände, Insel Verlag Leipzig, 1960 (Erstausgabe 1907)

- Camicia Rossa – Anita a Rieti, Periodico dell’Associazione Nazionale Veterani e Reduci Garibaldini, Numero 2, 2019
- Alberto J. Eguiluz, Crónicas de un SALTO desconocido, Salto, 2016
- W. Bernecker, H. Pietschmann, R. Zoller, Eine kleine Geschichte Brasiliens, Edition Suhrkamp, Frankfurt, 2000
- Ministero della Difesa - CISM, Giuseppe Garibaldi, L’Uomo, Il Condottiere, Il Generale, Roma, 2008 (16 Beiträge von diversen Autoren)
- Gruppo Laico di Ricerca – Associazione Culturale, Una donna forte e generosa: Anita Garibaldi, August 2017, publiziert in Il dovere della memoria, Calendario laico dei Santi
- Video Raúlz: Anita Garibaldi – Pasajes de la Historia (La rosa de los vientos)
- Webseiten (Geschichte) der Städte Laguna, Montevideo, Nizza, Rieti, u.a.
- Mario Caserini (Regisseur), Anita Garibaldi, Stummfilm von 1910 in 11 Szenen
- Istituto Luce Cinecittá (Archivio Storico Luce), Stummfilm: Il trasporto a Roma delle spoglie di Anita Garibaldi (Video)
- TV-Produktion - Grupo ND, Anita: Amor, Luta e Liberdade, Koordinator Roberto Bertolin, Brasilien 2016
- Internet-Recherchen, vor allem zur Geografie und Geschichte Südostbrasiliens und zur Epoche des Risorgimento in Italien